Kindheit, Jugend und erste politische Tätigkeit

Marie Juchacz

Warum ich meine Lebensgeschichte aufschreibe? Solange ich noch mit voller körperlicher Frische in der Arbeit des Tages stand, hielt ich meine persönliche Geschichte niemals für besonders interessant. Zwar hatte man mich auf manchen Platz in der Arbeiterbewegung gestellt. Aber manche andere Frau hätte ebenfalls dort stehen und wirken können. Der Zufall spielt bei allem Werden seine Rolle mit. Wohl habe ich ein Stück der Geschichte der Arbeiterbewegung miterlebt. Es gab aber in meiner Werdezeit viele Frauen aus der arbeitenden Schicht, die gelesen und gelernt hatten, die bewußt an sich arbeiteten. Bildeten sie auch nicht die Mehrzahl, so waren doch viel mehr vorhanden, als gemeinhin angenommen worden ist. Es gab so manche Frauen unter uns, ausgestattet mit Sozialgefühl und -bewußtsein. Sie hatten gelernt, politisch zu denken und zu handeln, waren fähig, ihre Gedanken auszudrücken. Unter ihnen waren solche, die auch den harten wirtschaftlichen Lebenskampf aufgenommen und durchgestanden haben. Es ist in ihrem und meinem persönlichen Werden sehr vieles von den Zeitumständen und der allgemeinen gesellschaftlichen Situation wirksam gewesen. Beim Nachdenken über die Vergangenheit komme ich zu dem Schluß, daß es viele Zufälligkeiten gewesen sind, die mich mit an die Spitze der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands gehoben haben. Ganz bestimmt geschah es nicht mit meinem auf ein solches Ziel gerichteten Willen. Ich wurde immer irgendwie aufgespürt und herangeholt. Bis auf zwei sehr kleine Ausnahmen habe ich mich um keine wie immer geartete Position oder um einen Vertrauensposten in der Arbeiterbewegung beworben. Stets wurden mir diese Ämter angetragen.

*

Wenn ich mich nun, mit mehr als 70 Jahren, doch noch entschlossen habe, den Versuch einer Lebens- und Zeitbeschreibung zu machen, so tue ich das aus mehreren Gründen. Einmal sind es die dringenden Bitten und Anregungen vieler Freunde. Sodann aber lasse ich mich durch einen wirklich fühlbaren Mangel an geschriebenen Hilfsmitteln aus der sozialistischen Frauenbewegung der Vergangenheit bestimmen. Während der Naziherrschaft ist sehr vieles verlorengegangen, was uns in früherer Zeit zur Ver-

fügung stand; periodische Schriften konnten während dieser Zeit nicht weitergeführt werden. Und es sind heute nur noch relativ wenige Frauen vorhanden, die noch eine lebendige Erinnerung an die Zeit des Wachstums, des Emanzipationskampfes und des schließlichen Sieges durch die politische Gleichberechtigung haben.

Auch persönliche Gefühle bestimmten mich zum Niederschreiben meiner Lebenserinnerungen. Man wird nachdenklicher, wenn man alt geworden ist; die körperlichen Kräfte lassen spürbar nach. Man muß nein sagen, wenn Anforderungen gestellt werden, die man glaubt, nicht mehr erfüllen zu können. Aber man ist immer noch etwas schuldig geblieben, was man noch zu geben hat, falls es möglich ist. So mögen denn die Vielen, die seit meiner Rückkehr aus dem Ausland enttäuscht worden sind, weil ich es ihnen ablehnen mußte, im kleineren Kreis zu sprechen, und schon gar nicht in öffentlichen Versammlungen zu den Streitfragen des Tages Stellung nahm, meine Erinnerungen lesen. So freudig wir alle mit dem Fortschritt gehen sollen, so notwendig ist es doch auch, uns gerade deswegen immer wieder an dem, was gut war in der Vergangenheit, zu orientieren. Deshalb glaube ich bestimmt, daß ich mit dieser Niederschrift den Tribut zahle, den ich den deutschen Sozialdemokratinnen – und solchen, die es werden wollen – schuldig bin.

Eindrücke, die man in der Jugend empfing, Charaktereigenschaften, die man von Eltern und Vorfahren mitbekam, auch das Temperament, das einem vererbt wurde, die Lebensumstände, mit denen man kämpfen, denen gegenüber man sich durchsetzen mußte, das Maß von Willen und Fleiß, mit dem man an sich arbeitete, bilden zum Schluß die Summe, die zum Werden einer menschlichen Persönlichkeit führen. So zwingt der Rückblick auf mein Leben auch zur Prüfung und Sichtung aller Faktoren, die in meinem Leben mitbestimmend gewesen sind, und so muß eine Lebensbeschreibung auch bei der Kindheit, im Elternhaus, bei den Eltern selber beginnen.

Mein Vater, Theodor Gohlke, kam aus einer Familie, in der die Männer gleichzeitig Bauern und Zimmerleute waren. Sie bestellten ihren kleinen Acker und bauten den anderen Bauern die Wohnhäuser, die Ställe und Scheunen, auch die Kirchen. Es waren fromme Leute, diese Männer und Frauen. Es war die Brüdergemeinde, der sich der Vater meines Vaters und

seine Söhne und Töchter angeschlossen hatten. Ich habe meinen Großvater nicht mehr gekannt, sein ältester Sohn, der Stiefbruder meines Vaters, der den Hof und das Bauhandwerk übernommen hatte, war schon ein ziemlich alter Mann, als ich – ein Schulkind – ihn kennenlernte. Er hätte wohl nach seinem Alter mein Großvater sein können, und ich habe ihn auch so empfunden. Ich weiß, daß er einen feinen Kopf, ein gutes, intelligentes Gesicht und schöne, offene, blaue Augen hatte. Die Tante empfand ich nicht als so angenehm, sie schien es uns auch nachzutragen, daß mein Vater damals schon nicht mehr zur »Brüdergemeinde« gehörte. In ihrem Haus versammelte sich sonntäglich die Gemeinde, die aus den benachbarten Dörfern zusammenströmte. Sie kamen mit Pferd und Wagen. Dann wurden in der guten Stube die Bänke aufgestellt und Andacht gehalten. Das war für mich sehr interessant, aber da ich nur gelegentlich in den Ferien dort sein konnte, um mich an selbstgepflückten Kirschen richtig sattzuessen, war der Eindruck nicht allzu nachhaltig, und die Erinnerung an den großen Kirschbaum haftete länger als alles andere.

Die Eltern meines Vaters waren früh gestorben, er und sein Bruder Johann waren die Jüngsten in der Familie, sie mußten noch während der Schulzeit bei Verwandten unterschlüpfen (damit in der Familie des Bruders zeitweilig die Esser sich verminderten). Sie erlernten dann, aus der Dorfschule entlassen, bei dem älteren Stiefbruder das Zimmererhandwerk. Die Lehre kann nicht schlecht gewesen sein, jedenfalls gehörte das Bauzeichnen mit dazu, z. B. der Aufriß und die Berechnung einer Balkenlage, der Treppen, der Verband des Dachgeschosses, ja selbst Wendeltreppen und der Verband eines Kirchturmes, wie es mir mein Vater später mit Stolz erklärte. Allerdings hat er beim Dorfschulmeister und aus Lehrbüchern für Architekten sein Können im Zeichnen und in Berechnungen vervollkommnet. Er ging schon recht früh aus dem Vaterhaus, dem Haus seines Bruders, und damit aus dem Warthebruchland fort, um sich in einem anderen Dorf bei Landsberg an der Warthe selbständig zu machen. Es war nicht allzuweit entfernt. Aber im Gegensatz zu dem schweren Bruchland war es dort leichter, sandiger Boden. Dort – auf dem Dorfe – wurde mein Bruder Otto geboren.

Bald darauf übersiedelte die Familie in die Stadt Landsberg an der Warthe, wo mein Vater sein Glück als Bauunternehmer versuchen wollte, es wirt-

schaftlich aber nicht fand. Wohl sehe ich heute noch manches schöne Wohnhaus vor mir, das er gebaut hat. Jedenfalls wurde ich in einer sehr kleinen Dachwohnung geboren. Sie war sonnig und dank der besonderen Haushaltskunst meiner Mutter immer ordentlich und blitzsauber. Nach meiner Erinnerung war immer Arbeit da, ein gemieteter Bauplatz, ein Schuppen mit Holz und vielem Handwerkszeug. Aber niemals hatte der Vater genügend Geld, ständige Einschränkung war in der Familie an der Tagesordnung. Von den berühmt-berüchtigten »Gründerjahren« nach 1871 hat mein Vater nichts profitiert.

Ich sehe meinen Vater vor mir mit seinem sauberen, ehrlichen Profil, mit den klaren, klugen Augen. Er war immer gut zu uns Kindern, konnte überhaupt nicht anhaltend böse sein. Wenn es einen Wortwechsel zwischen ihm und unserer Mutter gab, so fielen niemals rohe Worte, und in ganz kurzer Zeit war stets wieder Friede. Mein Vater verließ dann die Wohnung, nach einigen Augenblicken kam er wieder herein, und es wurde von irgendwelchen anderen Dingen gesprochen. Später – ich war selbst schon eine reife Frau, die ihr Lebensschicksal zu tragen hatte – erzählte mir meine Mutter einmal, daß es nicht immer so gewesen sei. Sie wollte »ihren Kopf durchsetzen« und versuchte es mit längerem Bösesein. Das aber hatte für den feinfühligen Mann die Folge eines sich richtig Krankfühlens, wenn Verstand und Einsicht ihm nicht erlaubten, in der Sache nachzugeben. So, sagte sie mir einmal, wäre er gerade in seiner friedliebenden Art immer der Stärkere gewesen. Aber meine Mutter fand das als ältere Frau sehr richtig. Sie rühmte mir das große Pflichtbewußtsein des Vaters – auch der Familie gegenüber. Wenn es auch immer sehr ärmlich bei uns gewesen sei, er hätte immer die Verpflichtung gefühlt, für das tägliche Brot zu sorgen. Nur mit seinen hochfliegenden Plänen hätte sie sich niemals einverstanden gefühlt. Ihr wäre es viel lieber gewesen, wenn sich der Vater wie Onkel Johann – der jüngste Bruder des Vaters – mit der Stellung eines Poliers oder ersten Gesellen bei einem wohlhabenden Unternehmer abgefunden hätte.

Wenn die Väter meiner Spielgefährten am Abend nach Hause kamen, gingen die Kinder meistens scheu an die Seite; ich konnte es mir nicht erklären, warum das wohl so war. Wenn mein Vater sich unserem Hause näherte, sprang ich ihm gerne entgegen und hängte mich in seinen Arm. Ich hatte immer etwas zu fragen, und er antwortete stets so ernsthaft, daß

ich mich niemals verletzt fühlte oder später etwa Scheu empfand. Selbst auf heikle geschäftliche Fragen bekam ich eine – meinem kindlichen Verständnis angepaßte – Antwort. So erinnere ich mich, ihn einmal gefragt zu haben, warum er nun, trotzdem das große Haus am Markt fertig sei, noch immer kein Geld übrig habe, damit die Mutter mir endlich neue Stiefel kaufen könnte. Auch da leuchtete mir seine Antwort so vollkommen ein, daß ich ihn gegen jeden Vorwurf verteidigt hätte, hätte ich je Gelegenheit dazu gehabt.

Später habe ich bemerkt, welche Gründe die Scheu der anderen Kinder vor ihren Vätern hatte. Manchmal hatten sie, die Väter, getrunken, manchmal aber hatten die Kinder auch Strafe zu fürchten, weil die Mütter sich über sie und ihre Taten beklagten. Dann setzte es am Abend Schläge. Das kannten wir nicht. Mein Vater schlug weder ein Kind noch einen Lehrbuben, dessen war er einfach nicht fähig, und meine Mutter ließ es uns gegenüber im Zorn bei einem »Katzenkopf« bewenden und wußte genau, daß es keinen Zweck hatte, etwa noch am Abend über uns Kinder zu lamentieren. Aber sie fand es dann auch gut so, wie es war.

*

Am 15. März 1879 wurde ich geboren, als zweites lebendes Kind meiner Eltern. Mein Bruder Otto war im Sommer 1871 zur Welt gekommen, war also $7^1/_2$ Jahre älter als ich. Er besuchte die Volksschule im letzten Jahr, als ich zum Schulbesuch angemeldet wurde. Mir schien, er kam sich mächtig erwachsen vor, was mir sehr imponierte. Er stand vor der Gesellenprüfung als Zimmerer, als uns noch ein kleines Schwesterchen, Elisabeth, geboren wurde. Das war in dem denkwürdigen Jahr 1888. In der Schule waren wir erregt über den Tod des alten Kaisers Wilhelm I., dann über den Tod seines Nachfolgers Kaiser Friedrich III. und über die uns Kindern bedeutsame Thronfolge des jungen Kaisers. Wir erlebten aber auch im Frühling die große Überschwemmung, unser Haus stand mitten im Wasser. Die Familien aus den Kellerwohnungen wurden oben unter dem Dach aufgenommen, und wir fuhren mit Waschwannen auf dem Wasser

umher. Purzelten wir Kinder auch gelegentlich hinein und fanden manches lustig dabei, so hörten wir doch auch die Geschichten von den treibenden Dächern mit Menschen, den Wiegen mit Kindern und den Hunden auf ihren schwimmenden Hütten. Vielleicht war dies das erste soziale Erlebnis, das einen tiefen Eindruck auf mich machte, es ist mir immer lebendig geblieben. Und dann gab es im August als Krönung allen Erlebens die Geburt unserer kleinen Elisabeth. Damals habe ich nicht wissen können, welch treuer und lieber Lebenskamerad mir damit geschenkt wurde.

Zwischen meinem Bruder und mir waren Geschwister gestorben, ich habe sie nicht gekannt. Meine Mutter, sie war schon 42 Jahre alt, machte sich in ihrer Schwerblütigkeit törichte Gedanken über das späte Erscheinen des jüngsten Kindes. Vor allem bildete sie sich ein, daß es uns, den älteren Geschwistern, irgendwie im Wege sein müsse. Ich weiß noch, wie mein Bruder mittags nach Hause kam und lächelnd fragte: Nun, wieviel Geschwister sind wir jetzt? Und wie es bei dieser freundlichen Frage gleich einem Sonnenschein über das ernste, versorgte Gesicht meiner Mutter huschte. Ich hatte das große Erlebnis und die Freude schon hinter mir, da ich etwas früher aus der Schule da war. Jedenfalls soll die Geburt sehr schwer gewesen sein und der Kampf die Nacht über gedauert haben. Aber davon weiß ich nichts, so nehme ich an, daß ich ausquartiert gewesen bin. Neun und ein halb Jahre war ich alt, und unsere Wohnung war viel zu klein, als daß ich dabei ruhig hätte schlafen können. Ich war auch nicht etwa ahnungslos gewesen. Meine vernünftige Mutter hatte mich in schöner Weise auf das Kommen des Kindes vorbereitet. Ich erinnere mich noch, daß sie mich mitnahm, um Stoff für Hemdchen und Jäckchen zu kaufen. Sie rechnete vorher genau mit mir aus, wieviel man für je drei der kleinen Wäschestücke brauchen würde. Auf meine verwunderte Frage, ob denn das ausreiche, da man doch (wie sie mir erzählt hatte) das Kind täglich baden und frisch anziehen müsse, sagte sie mir: Erstens kommt man bei wenig Wäsche nie in Gefahr, daß etwas in den Winkeln liegenbleibt. Der Zwang zum Waschen und Trocknen ist (bei wenig Vorrat) von selber da. Zweitens aber würde es sich nicht lohnen, etwas aufzuheben für später, weil es das letzte Kind sein wird, was wir bekommen. Ich habe wohl mit den Augen gefragt, und sie sagte mir, daß sie jetzt schon in dem Alter sei, in dem man eigentlich kein Kind mehr zu erwarten habe, das sei eine Ausnahme, wenn man in diesem Alter noch ein Kind bekäme. Das sagte sie mir ganz ruhig und natürlich und so habe ich es auch aufgenommen. Aber ich habe auch die schweren Seufzer gehört, mit denen sie ihr Schicksal trug und später, als ich erwachsen war, hat sie mir von ihren schweren Gedanken erzählt, die sie während der Schwangerschaft hatte. Sie trug sehr an der Verantwortung, noch so spät ein Kind »in die Welt zu setzen« und das war auch wohl die Ursache zu der irrigen Meinung, daß uns, meinem Bruder und mir, das Geschwisterchen nicht lieb sein würde.

Meine Mutter war überhaupt – im Gegensatz zu meinem Vater – eine schwerblütige und ernste Frau. Sie stammte aus Tagelöhnerkreisen vom Lande, aus der Gegend von Soldin in der Neumark. Ihr Vater war Kuhhirte auf einem großen Gut. Seine Frau, also meine unbekannte Großmutter, war verpflichtet, schwer mitzuarbeiten. Nicht nur, weil die Bedürfnisse der Familie es erforderten – das war gewiß der Fall – sondern weil der Vater dem Gutsherrn mindestens eine Arbeitskraft zu stellen hatte. Frau und heranwachsende Kinder gehörten dem Gutsherrn, daran war nichts zu deuten. Aus den späteren Gesprächen mit meiner Mutter hatte ich immer das Gefühl, als wären das noch die Reste der aufgehobenen Leibeigenschaft, von der wir in der Geschichtsstunde gelernt hatten. Und ich hatte das Gefühl, als wirkte diese Vergangenheit noch nach. Es war eine seltsame Mischung von rebellischem, selbständigem Denken und einer steten Bereitschaft, sich in scheinbar unabänderliche Dinge zu ergeben. Aber es war schon so, daß der Gutsherr aufgrund der ihn schützenden Gesetze bestimmte Rechte, aber auch natürliche Pflichten hatte. Z. B. war er verpflichtet, für seine alten und kranken Tagelöhner zu sorgen. Wie er das tat, steht auf einem anderen Blatt. Auch davon hat mir meine Mutter manches erzählt. Ein Beispiel aus der »Gutsherrschaft« möchte ich anführen. Die älteste Schwester meiner Mutter verheiratete sich mit einem Tagelöhner vom Gut und wurde früh Witwe. Als sie selbst – relativ früh – nicht mehr arbeitsfähig war, beließ ihr der Gutsherr (der ihr anscheinend ganz wohl wollte), mit ihrer Tochter zusammen die kleine Wohnung mit Stube und Küche. Die Tochter arbeitete in der Gutsküche. Sie war aber recht geschickt mit der Nadel, und der Traum beider Frauen war, die Tochter solle nach Soldin in der Neumark gehen, um dort die Schneiderei zu erlernen. Als man das dem Gutsherrn vortrug, sagte er zu der Mutter: »Ich kann es nicht hindern, aber dann kannst Du zweimal einen Kreide-

strich durch Deine Stube ziehen. Das heißt: Dann kommen hier noch drei Betten rein und in jedes Bett ein altes Weib.« Dieses Opfer hat das Mädchen von der Mutter nicht annehmen können. Sie blieb und arbeitete auf dem Hof, der Gutsherr hatte ihr Schicksal bestimmt.

Neun Jahre war meine Mutter alt, als ihre Eltern bereits tot waren. Für sie war kein Platz auf dem gleichen Gut, sie wurde in eine Familie gegeben, wo sie sich schon in diesem Alter ihr Brot verdienen mußte. Es war eine Müllerei, in der auch Brot gebacken wurde. Der Brotteig wurde am Tage vorher angesetzt. Vor der Schule mußte der Teig geknetet werden. Das war die Arbeit des Kindes zwischen 9 und 10 Jahren. Wenn sie aus der Schule kam, gab es andere Arbeit, manchmal leichterer, manchmal schwererer Art, bis in die Nacht hinein. Zu essen scheint es genügend gegeben zu haben, darüber hat meine Mutter später niemals geklagt. Aber sie wies oft auf ihren gebeugten Rücken hin und sagte mir, daß das von der frühzeitigen, schweren Arbeit so gekommen sei. Meine Mutter war immer stolz darauf, daß sie trotz dieser schweren Arbeit in der Schule so gut gelernt hätte. Wohl wäre es eine Dorfschule gewesen und die Anforderungen nicht allzu groß, aber die Tochter des Müllers sei viel dümmer und in bezug auf Schulleistungen immer von ihr abhängig gewesen.

Tatsächlich hatte meine Mutter eine natürliche Intelligenz, begriff leicht und hatte über Menschen und Dinge ein gesundes Urteil. Vieles an vernünftigen Lebensformen war ihr vollkommen bewußt und sie pflegte es. Z. B. gab es im Hause neben uns recht arme Familien. Aber so arm sie waren, die Frauen hatten doch immer noch ein paar Groschen übrig für irgendeinen Firlefanz. Sei es zum Anziehen oder für einen billigen Nippesgegenstand für ihr Zimmer oder eine »moderne Topfgarnitur«. Wenn möglich, wurden an die bunten Töpfe noch Schleifchen gebunden. Von alledem fand man bei uns nichts, keine Küchenspitzen mit Bändchen, keine bunten Töpfe, keine Nippesfiguren. Alles war zweckmäßig und sauber. Wenn ich, wie es heranwachsende Mädchen gerne tun, mal etwas »verschönern« wollte, konnte die Mutter sich sehr hart und abfällig ausdrükken. »Wir können keine Staubfänger gebrauchen«. Oder: »Das ist Dreck, was wir uns schon hinstellen können, für ein paar Pfennige. Die legen wir aufeinander und dann gibt es für Dich eine schöne leinene Schürze, die willst Du doch gerne haben? So eine mit Achselbändern? Na, siehst Du!«

Das hat sich mir alles so stark eingeprägt, weil sie viele Handlungen mit einem Sprichwort oder mit einem selbst geformten Grundsatz bekräftigte. Darin war sie unerschöpflich. Das Wort Kitsch gab es wohl nicht in ihrem Vokabularium, aber ihr ganzer Sinn und ihr Tun waren gegen billige Überflüssigkeiten gerichtet. Ich sehe heute noch die braunen irdenen und die schwarzen gußeisernen Töpfe, die sie in unserer Küche gebrauchte. Aber auf einen sauber gedeckten Tisch und gute Manieren beim Essen hielt sie etwas. Und sonnige Fenster hatten wir im Zimmer und blühende Blumen.

Wie oft haben wir, Elisabeth und ich, uns daran erinnert, wieviel Schönheit und Zweckmäßigkeit in der einfachen Wohnungseinrichtung und in der Haushaltsführung unserer Mutter vorhanden war. Wir haben viel davon mitbekommen auf unseren Lebensweg. Und wenn wir uns später auch ein bißchen mehr haben leisten können als einst unsere Mutter, so haben wir doch unsere bescheidenen Mittel niemals für sinnlosen Tand und überflüssige Dinge ausgegeben. »Schönheit gleich Zweckmäßigkeit« war unsere gemeinsame Lebensregel in der persönlichen Lebensgestaltung, in Kleidung und Wohnung. Wenn auch unbewußt war die Einteilung der mütterlichen Hausarbeit doch rationalistisch. Mein ganzes Leben lang habe ich mich bei vielen Handgriffen der täglichen Verrichtungen immer wieder daran erinnert, daß ich das schon zuhause so gesehen und als praktisch empfunden habe. Ich kann mich auch darauf besinnen, daß eine Nachbarin es des Morgens immer besonders eilig hatte, ihre Betten zuzudecken, während sie bei uns erst immer eine Weile der Luft und Sonne ausgesetzt wurden. Auf meine neugierige Frage erhielt ich nur zur Antwort: Zu mir muß auch jemand ins Zimmer kommen können, wenn die Betten noch nicht gemacht sind. So gehen einem aufmerksamen Kinde unmerklich die Grund- und Lehrsätze im Elternhause ein, und die Mutter hat meistenteils mehr Einfluß als sie meint.

Was ich später oft an meiner Mutter kritisiert habe, das war, daß ihr schönes, aufrechtes, oft rebellisches Gefühl gegen Bevorrechtigungen zu leicht zusammensank und der »Einsicht« Platz machte. Das konnte natürlich nur immer an kleinen Dingen des Tages gemessen werden. Aber sie hatte eine zweite, ganz hervorragende Eigenschaft, für die ich ihr noch heute unendlich dankbar bin, weil sie mir damit eine kluge und gute Richtschnur fürs Leben gab. Sie sprach nicht abfällig über andere. Das Klatschen, d. h.

sich um die Dinge der anderen zu kümmern, darüber Urteile zu fällen, zu moralisieren und das oft in abfälliger Art und Weise zum Ausdruck zu bringen, gehörte mit zu den nicht sehr angenehmen Eigenschaften der Menschen in der kleinen Stadt. Man hielt eine zeitlang »dicke« Freundschaft, spürte gemeinsam in der anderen Leben herum, suchte nach schwarzen Flecken im Leben Dritter, kritisierte und urteilte in abfälliger und verletzender Weise. Plötzlich ging die »dicke« Freundschaft in die Brüche, man befreundete sich mit der anderen Seite, und bald kam nach einer Zeit des Tuschelns der große Krach mit schlimmen Beleidigungen. Dann ging es zum Schiedsrichter, der sollte dann mit einem Rattenkönig von üblen Nachreden und Beleidigungen fertigwerden. Gelang es ihm nicht, die Parteien zu »einigen«, wobei es dann für die »Armenkasse« Bußen gab, so ging es mit einer Beleidigungsklage vor das ordentliche Gericht. Meine Mutter war später, wenn sie aus der Vergangenheit erzählte, immer sehr stolz darauf, daß sie niemals in »solche Dinge« verwickelt gewesen sei. Ich kann mich aber auch nicht darauf besinnen, daß sie jemals eine solche »dicke« Hausfreundschaft gehabt hätte. Dagegen war sie hilfsbereit, immer freundlich und teilnehmend an der Not ihrer Nachbarschaft. Wenn wir auch niemals viel hatten, so wuchs ich doch manches Kleidungsstück aus. Eine alte Frau kam dann mit einer Handnähmaschine, um mir – oft aus Altem – neue Kleider und Wäsche zu machen. Es wurde aber niemals unterlassen, die ausgewachsenen Stücke sorgfältig zu säubern und auszubessern, ehe sie weggegeben wurden. Es war selbstverständlich, daß niemals etwas Zerrissenes fortgegeben worden ist, auch nicht dem Bettler an der Tür.

*

An meine Schulzeit denke ich nicht so gerne zurück wie an das Elternhaus. Ich meine auch heute noch, daß die Schule sehr schlecht gewesen sein muß. Es war eine Volksschule mit nur vier Klassen. Die unteren beiden Klassen mußten wir je ein Jahr besuchen, in der dritten waren wir schon gezwungen, zwei Jahre auszuhalten. Ich weiß heute nicht mehr, ob da Unterschiede im Lehrstoff zwischen den beiden »Abteilungen« gemacht wurden – glaube es aber. Dann blieben uns noch vier Jahre für die oberste Klasse. Da gab es dann keine Teilung mehr im Stoff, alles war

ödeste Wiederholung. Zwei Sätze aus dem jährlich wiederkehrenden Diktat (im Deutschunterricht) unserer Klassenlehrerin haben mich mein ganzes Leben lang verfolgt: »Daß die Wogen sich senken und heben, das eben ist des Meeres Leben.« Manche Kinder schrieben auch im vierten Jahr noch immer: »Das Eben«. Ich glaube, daß es die Klassenlehrerin schon bei der Betonung darauf anlegte, die Gedankenlosen zu fangen. Der zweite Satz aber, der mich niemals ganz verlassen hat, hat mich anders gestört und verfolgt: »Dienen lerne beizeiten das Weib nach seiner Bestimmung, denn durch Dienen gelangt sie zum Herrschen.« Wo der Satz herkam, sagte uns die Gute nicht. Aber in mir hat es rebelliert und gegärt. Nicht einmal fragen konnte man nach dem Sinn und der Meinung des Dichterwortes. Kann man sich das heute noch vorstellen, daß Kinder mit den Wiederholungen so gepeinigt werden können? Einen Horror hätte ich vor dem Rechenlehrer. Er kam in die Stunde: «Wo sind wir das letztemal stehen geblieben?« Mit dieser Frage ließ er sich ein Heft einer schwachen Schülerin geben. Dann zeigte er flüchtig an der Tafel die Technik der nächsten Aufgabe und sagte dann: »So, nun rechnet, so weit wie Ihr kommt!« Er setzte sich an seinen Tisch und tat irgendetwas. Am Schluß der Stunde sah er wieder das Heft eines schwachen Kindes ein und bemaß danach die Hausaufgaben bis zur nächsten Stunde. So kam es, daß ich schon immer beim Dividieren oder gar bei der Zinsberechnung angelangt war, wenn meine Kameradinnen noch beim Addieren oder höchstens Subtrahieren waren. Aber das konnte ich auch nur dank der Hilfe meines Vaters, den ich zuhause nach der Technik des Rechnens befragte und sie willig erklärt bekam. Da dann zu Ostern immer wieder neuer Zugang in die Klasse kam, ging die Quälerei immer wieder von vorne los. Aber nicht einmal hat mich dieser Lehrer gefragt, wenn er für die Erteilung der Zensuren die Hefte einsammeln mußte, woher ich eigentlich meine Weisheit nehme. Ich bekam die obligate Eins, und der Fall war erledigt.

Ich war eine schlechte Zeichnerin. Wir mußten nach aufgehängten Tabellen zeichnen, wobei ich nicht mitkam und alles verschmierte. Zensiert bekam ich die Zeichnungen überhaupt nicht. Ich kann mich nicht darauf besinnen, daß sich der Lehrer einmal mit mir oder mit irgend einem Kind eine besondere Mühe gemacht hätte. Es gab höchstens heimtückische Knüffe an den Kopf, wenn er im Vorbeigehen etwas bemerkte, was sein

Mißfallen erregte. Daß man Kinder ganz anders malen lassen muß, daran dachte damals wohl noch niemand. Es wurde überhaupt geschlagen. Von der Klassenlehrerin an war alles mit dem Rohrstock bewaffnet und machte davon Gebrauch. Ich habe kaum etwas davon zu »schmecken« bekommen, weil mir das Lernen sehr leicht wurde und die allgemeinen Anforderungen an meine Fähigkeiten zu gering gewesen sind. So wurde es wenigstens von mir empfunden. Es wäre aber auch nicht gut für mich gewesen, wenn ich in die allgemeine Prügelei mit einbezogen worden wäre. Ich weiß heute noch, daß schon eine leichte körperliche Strafe äußerst deprimierend auf mich gewirkt hat. Ich weiß nicht, was bei harter körperlicher Bestrafung, die mich immer als Entehrung dünkte, hätte passieren können.

Als ich später in der Nationalversammlung war, hat mir meine nun pensionierte Klassenlehrerin eine Karte geschrieben und mich um meinen Besuch gebeten. Ich bin zu ihr gegangen, sie war ein altes, verhutzeltes Frauchen und stockkonservativ. Ich habe ihr nicht erzählt, wie oft ich ihr allein oder mit Kameradinnen zusammen den Rohrstock aus dem Schrank entwendet und beseitigt habe. Es hätte ja niemandem mehr genützt. Ich habe mich nur still gefreut, wie es uns gelungen war, uns selber zu helfen.

Wie hätte ich doch so gerne die »Bürgerschule« besucht! Wohl kaum, weil ich glaubte, dann »etwas Besseres« zu sein. Ich kann mich nicht auf solche Gedanken besinnen. Aber weil dort 8 Klassen waren und ich nach meiner Überzeugung dann jedes Jahr in eine andere Klasse gekommen wäre und weil es dann in den oberen Stufen auch eine Fremdsprache gab.

Als Handwerksmeister war mein Vater Mitglied des Gewerbe- und Handwerkervereins. Es muß ihm wohl auch später möglich gewesen sein, diese Verbindung zu erhalten. Denn er war ständiger Benützer der reichhaltigen und recht guten Bibliothek, wovon wir Kinder profitierten. Ich habe als Kind und in meiner Jugend alles gelesen, was mir nur erreichbar gewesen ist, Gutes und Schlimmes. Aber an die Bücher, die ich mir aus dem Schreib- und Zeichenpult meines Vaters holte, erinnere ich mich gerne zurück. Auch die jüngere Elisabeth erzählte immer wieder gerne davon, wieviel ihr diese Lesemöglichkeit doch gegeben habe. Ich weiß nicht, ob unser Vater das wußte, daß ich und später Elisabeth viele Jahre an seiner

Lektüre partizipierten. Ich weiß nur, daß ich mir immer vorgenommen hatte, meinem Vater eine kleine Bibliothek der Klassiker zu schenken, damit er seine Bücher auch als sein Eigentum haben könne. Als ich es endlich hätte tun können, lebte er nicht mehr.

Weil ich gesehen habe, wie meine Mutter sich einschränken mußte, habe ich ihr als Schulkind angeboten, mir eine »Kinderstelle« zu suchen oder morgens Frühstück auszutragen (letzteres vor der Schule). Sie antwortete mit einem kategorischen Nein. Sie denke daran zurück, wie schwer es für sie gewesen sei, so jung schon so schwere Arbeit zu tun! Sie sei mit dem Vater einig, das bei ihren Kindern zu vermeiden. Ich solle nur froh sein, daß sie beide noch da wären. Ich habe später oft daran zurückgedacht, als ich schon in Berlin und in der Frauenbewegung tätig war. Neben dem sozialen Zwang zur Kinderarbeit, neben der Skrupellosigkeit, z. B. der Bäckermeister, der Zeitungsagenturen usw. habe ich auch viel Unvernunft, mangelnde Einsicht und soziale Unbildung bei Eltern kennen- und das einsichtige Verhalten meiner Eltern doppelt schätzengelernt. Diese Erfahrung machte ich aber erst mehr als ein Jahrzehnt später.

Als meine kleine Schwester Elisabeth zur Schule kam, hatten die Eltern die Wohngegend gewechselt. Diese Volksschule war dann schon viel besser. Es waren wenigstens sechs Klassen und wie es mir schien, waren auch die Lehrer besser qualifiziert. Der große Altersunterschied zwischen uns machte auch manches andere möglich. In der Erfüllung von kleinen Wünschen und Freiheiten konnte ich ihr nützen, indem ich mit der Mutter für sie sprach. Beim Schwimmenlernen, Schlittschuhlaufen konnte ich die Ängstlichkeit der Mutter besiegen, bei der Kleidung konnte ich durch sehr bescheidene Hilfe manche Freude in das kindliche Leben hineinbringen. Es war von Beginn an eine schöne Kameradschaft, die im Vertrauen und in der Liebe wurzelte. Das Kind fühlte, daß die große Schwester ihm Verständnis entgegenbrachte.

*

Mit dem Verlassen der Schule mußte ich Geld verdienen, der Zwang dazu ergab sich von selbst. Ich erinnere mich deutlich an den Schmerz darüber, daß es nun mit dem Lernendürfen vorbei sei. Meinen Eltern gegenüber

empfand ich keine Bitterkeit, ich wußte, daß sie selber es gerne anders gesehen hätten. Fortbildungsschulen für Mädchen gab es nicht. Ich versuchte, eine Lehrstelle als Verkäuferin in einem guten Geschäft zu bekommen. Man sagte mir, daß zwar meine Zeugnisse gut seien, daß aber diese Schule unmöglich genügend Kenntnisse für ein Lernen in diesem Geschäft mitgegeben haben könne. Man ließ sich auf keinen Beweis ein. Man hätte genügend Angebote von jungen Mädchen aus der »Bürgerschule«. Was sollte ich nun beruflich tun? Die Fabrikarbeit kam nach allgemeiner Ansicht und der meiner Eltern für ein junges Mädchen nicht in Frage. (Tatsächlich hat – erst viel später – der Einfluß der Gewerkschaften Wunder gewirkt.) Mit einer Schneiderlehre wurde es nach ernsthaften Erwägungen, zumeist wirtschaftlicher Art, auch nicht gleich etwas. So blieb nur eine Stellung in einer Familie, zuerst bei Kindern. Später war ich bei den evangelischen Gemeindeschwestern im Haushalt. Ich kann nicht behaupten, daß sie gute Lehrmeisterinnen waren, auch nicht, daß sie sehr schwesterlich handelten. Dann ging ich doch wieder nach Hause, wir wollten es doch mit einer Schneiderlehre versuchen. Der Zeitpunkt war (unbewußt) nicht gut gewählt. Mein Bruder hatte just in diesem Augenblick, als ich nach Hause kam, einen Berufsunfall, ein Bein war schwer verletzt. Er mußte in der Folge sehr lange zu Hause sein und bezog wöchentlich ein Krankengeld von 4,50 Mark. Mein Vater bekam zur gleichen Zeit eine schwere Lungenentzündung, schwebte in höchster Lebensgefahr und konnte sich hinterher lange Zeit nicht erholen. Seine Arbeit ruhte, der Verdienst fiel aus, einer Krankenkasse gehörte er nicht an. Aus 4,50 Mark bestand also plötzlich das Familieneinkommen. Meine Mutter war mit der Pflege vollauf beschäftigt. In dieser Situation erklärte ich energisch, daß ich für einige Zeit in die Fabrik gehen würde. So geschah es. Es wurden dort alle Arten von Netzen hergestellt, vom feinsten Gardinen- bis zum gröbsten Fischernetz. Verdient habe ich nicht viel. Immerhin war das wenige in der augenblicklichen Situation eine Hilfe. Zuerst wurde ich beim Spulen, dann an einer Maschine, die fertiges Netzgewebe knüpfte, angelernt. So wuchs der geringe Anfangslohn auf 7,50 Mark wöchentlich. Dieser Wochenlohn war noch garantiert, als dann die Akkordarbeit begann. Das war in meinem Fall sehr notwendig, denn diese Maschine war alt und schlecht, eine erfahrene Arbeiterin ging überhaupt nicht mehr an sie heran.

Es wurde in Tag- und Nachtschichten gearbeitet, ich erinnere mich heute noch mit Grauen an die Qual dieser Nachtarbeit. Es war zu verstehen, daß die Fabrikarbeiterinnen von damals keinen guten Ruf hatten. In den ersten Tagen stand ich bei der Arbeit neben einer mich anlernenden Kollegin, die einen penetranten Körpergeruch ausströmte. Ich wußte nicht, wem ich etwas darüber hätte sagen können, aber es passierte mir an einem der ersten Tage, daß ich neben der Maschine umsank. Das aber war für andere Arbeiterinnen das Signal, dem anwesenden Meister einmal in ganz drastischer Form ihre Meinung über diese Kollegin zu sagen. Sie wurde sofort mit einem Brief zum Arzt geschickt und kam nicht wieder. In der Nachtschicht gab es zwei Stunden Ruhezeit, in der wir uns aus fertigem Netzgewebe ein Lager machten. Das war sauber und auch nicht zu unbequem. In diesen zwei Stunden sah ich beim »Gedankenaustausch« der Frauen und Mädchen in eine Welt hinein, die ich nicht kannte und nicht verstand, die kennenzulernen ich auch nicht den Wunsch hatte. Es waren auch sehr ordentliche Frauen darunter, die den anderen recht derb ihre Meinung sagten und die überhaupt ein gutes Gegengewicht waren. Kräftig und ungeschminkt im Ausdruck waren sie alle. Ich war aber nicht reif genug, um das Ganze richtig zu verstehen. Ich hätte (viel später) diese Zeit ganz gerne – zum ernsten Studium – wiederholt. Trotz meiner Jugend und menschlichen Unreife aber hat mir diese Zeit doch genützt, wenn ich auch damals meine Umwelt und die Ursachen mancher Erscheinung noch nicht begriff. Wenige Jahre später las ich einmal in einem eindrucksvollen Artikel darüber, wie sich ein in Berlin stattfindender Streik der Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen nicht nur in der Entlohnung und sonstigen Arbeitsbedingungen, sondern auch sichtbar moralisch ausgewirkt habe. Die Arbeiterinnen bekamen das Bewußtsein ihrer Lage. Sie wußten plötzlich, daß ihre Arbeit allgemein und volkswirtschaftlich etwas bedeutete, daß sie organisiert stärker waren. Sie wurden für die Bildungsarbeit der Gewerkschaften zugänglicher. Ihr ganzer menschlicher Typus änderte sich im Äußeren und im Verhalten. Und ich habe mich schon damals gefragt, ob ich diesen Artikel wohl mit dem gleichen Interesse und Verständnis gelesen hätte, wenn ich nicht selber diese kurze Erfahrung gemacht hätte.

Die Stadt wuchs, die industriellen Anlagen mehrten sich. Aber trotzdem war es noch immer eine politisch zurückgebliebene Stadt. Als mein Bru-

der – wohl 1889 – seine Gesellenprüfung machte, dachte noch niemand an eine Gewerkschaft in unserer Stadt, auch nicht an eine für Maurer und Zimmerleute. Da gab es noch eine Prüfung mit »Bundeslade«, alten Sprüchen mit ganz feierlicher Handlung nach altem Handwerksbrauch. Das Ganze wurde gekrönt durch einen feierlichen Umzug der alten und jungen Gesellen. Die Junggesellen trugen das Winkeleisen. Es war durch einen Stab verlängert und mit den Emblemen des Handwerks (aus Messing geschnitten) gekrönt, mit Blumen umwunden und wehenden, bunten Bändern geziert. Auch die jungen Maurergesellen waren entsprechend geschmückt. Für mich war das damals eine aufregende und interessante Angelegenheit. Die ganze Stadt nahm an dem Ereignis teil. Am Abend gab es einen Ball, bei dem die Junggesellen, bzw. ihre Meister und Väter, ein bestimmtes Quantum Bier bezahlten.

Als ich mit 17 Jahren in die Fabrik ging, war noch keine Gewerkschaft vorhanden. Das kam erst einige Jahre später. Aber ein Ereignis hatte für mich in der Fabrikzeit eine aufrüttelnde Wirkung. Das Verbot der Nachtarbeit für Frauen in Fabrikbetrieben – bereits im Gesetz festgelegt – sollte in nächster Zukunft in Kraft treten. Für den Besitzer der Fabrik scheint das ein wirtschaftliches Problem gewesen zu sein. Die Fabrik beschäftigte nur Frauen. Da die Kessel Tag und Nacht geheizt wurden, schien der durchgehende Betrieb mit der restlosen Ausnutzung der teuren Maschinen rentabler. Plötzlich wurden einige junge Burschen eingestellt. Sie sollten durch die geschicktesten Arbeiterinnen angelernt werden. Wir kannten die Zusammenhänge nicht. Die älteren Arbeiterinnen fragten die Meister nach der Bedeutung dieser Maßnahme. Es wurde ihnen gesagt, daß von einem bestimmten Datum an des Nachts von Männern gearbeitet werden würde. Unter den Frauen entstand eine große Erregung. Sie schrien auf die beiden Meister ein, die sich nicht anders zu helfen wußten, als daß sie einige Frauen herauspickten und sie dem Chef ins Büro schoben. Sie möchten dort selber ihre Sache vertreten. Nachher bekamen wir einen zwar etwas aufgeregten, aber ganz klaren Bericht. Von einem bestimmten Tage an dürften – laut Gesetz – Frauen in Fabriken nicht mehr nachts arbeiten. Die Anlernung der Männer bedeute ihre Beschäftigung in der Nacht, falls das Experiment glücklich ausliefe. Sicher sei damit die Entlassung der Hälfte der Arbeiterinnen. Wenn die jungen Männer sich nicht eignen sollten, würde vielleicht der ganze Betrieb geschlossen, d. h. alle Arbeiterinnen entlassen. Darüber würden noch Berechnungen angestellt. Ergebe sich, daß der Betrieb in Tagschicht weitergeführt werden könne, müsse ebenfalls die Hälfte der Arbeiterinnen entlassen werden, das sei doch wohl klar. – So wurde den Arbeiterinnen die Lage dargestellt mit der Folge, daß sie nun auf die Regierung schimpften, die ein schlechtes, arbeiterinnenfeindliches Gesetz gemacht habe.

Mir wollte das Ganze nicht in den Kopf. Es stimmte nach meinem Gefühl etwas nicht. Ich suchte ein ruhiges Gespräch mit einer Arbeiterin. Sie war eine zwar etwas derbe, aber vernünftige Frau und ein anständiger Mensch. Sie kochte noch einmal über:

»Männer soll'n wir anlernen? Damit sie uns nachher das Brot wegnehmen? Ne . . . «

»Aber, Sie werden doch sicher nicht entlassen, wir anderen finden doch irgendwo wieder Arbeit. Und die Nachtarbeit ist doch eine schreckliche Sache. Es müssen doch alle Frauen zufrieden sein, wenn sie das nicht mehr müssen.«

»Ach, was verstehst Du Küken schon davon. Mein Mann ist krank. Ich habe ihn und zwei Kinder allein zu ernähren. Wenn die Nachtwoche ist, kann ich wenigstens meine Wäsche machen.«

Ich hatte mich schon längere Zeit vorher bei der Verwaltung der Landesirrenanstalt um eine Stellung beworben, weil ich der Fabrikarbeit und ihrer Atmosphäre gar keinen Geschmack abgewinnen konnte. Es war Zufall, daß ich bald nach diesen aufregenden Tagen die Aufforderung erhielt, den Dienst anzutreten, so daß ich nicht arbeitslos wurde und im Verhältnis auch ganz bedeutend mehr verdiente. Diese Art der Arbeit sagte mir auch viel besser zu. Wie ich dann später wahrnahm, arbeitete die Fabrik weiter, aber nur in Tagschicht. Die Umstellung hat den Besitzer nicht sein Vermögen gekostet! Ich weiß aus der späteren Entwicklung meiner Vaterstadt, daß er immer zu den reichsten und einflußreichsten Bürgern der Stadt gehörte. Es hieß auch, daß sich die jungen Burschen nicht für diese Arbeit geeignet hätten. Die Frauen seien durchweg geschickter und zuverlässiger gewesen. Die ganze Episode – die verzweifelte Wut der Arbeiterinnen, der Aufschrei dieser Mütter – hat einen starken und nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht. Es war ein sozialer Einblick, für den mir noch der Schlüssel fehlte. Kein Mensch und kein Buch

waren für mich da, um mir dabei zu helfen, eine Erklärung zu finden. Aber die kurze Zeit in der Fabrik mit allem Drum und Dran hat einen Einfluß auf mein allgemeines Denken hinterlassen und mir später in der Erinnerung bei meiner menschlichen Entwicklung viel geholfen.

Zweiundeinhalbes Jahr war ich dann Wärterin in der Provinzial-Landes-Irrenanstalt zu Landsberg. Auch heute ist es so, daß in den »Heil- und Pflegeanstalten«, wie sie nun heißen, weibliche Kräfte ohne Vorbildung eingestellt werden. Wir wurden nur angelernt. Heute machen sie eine richtige Lehrzeit durch. Sie erhalten neben der praktischen Unterweisung auch einen theoretischen Unterricht und machen ein Examen und führen dann den Schwesterntitel. Wir mußten damals sehr schwer und lange arbeiten. Freilich, es gab durch den Direktor, die Ärzte und die Oberin den schwachen Versuch einer theoretischen Ausbildung und menschlichen Erziehung, nicht genügend, um Wissen und Kenntnisse vollwertig abzurunden. Doch lernte man zweifellos sehr viele Dinge gründlich. Das waren: Sauberkeit und peinliche Ordnung, die Einordnung in ein Ganzes, die straffe Einteilung und Einhaltung der Arbeitszeit nach Minuten. Aber auch das Aufgehen im Krankenbetrieb und eine Teilnahme am Kranken wurden uns gelehrt und zur Pflicht gemacht. Diese Teilnahme zu wecken und zu pflegen, bemühte sich der Direktor, den ich als Mensch und Persönlichkeit in bester Erinnerung habe. Doch kam es sehr stark auf die Veranlagung und Aufnahmebereitschaft der Mädchen an. Und es war ein Mangel, daß in der Ausbildung kein System war, weil sich das bißchen Theorie, ein wenig Berufsethos und die Praxis nicht zu einem Ganzen verbanden und abrundeten. Auch waren die Arbeitsbedingungen zu hart, sie sind mit dem heutigen Zustand gar nicht mehr zu vergleichen. Unser Dienst begann im Sommer morgens um 5 Uhr, wenn die Glocke vom Turm der Anstaltskirche weckte. Er ging durch bis 9 Uhr abends. Auch die weniger ausgenutzten Stunden waren gespannte Bereitschaft. Wir hatten keine eigenen Zimmer, nur ein Bett im Schlafsaal der Kranken, damit wir auch des Nachts, falls sich das als notwendig erwies, zur Stelle waren und handeln konnten. Das war, je nach der Art und Zusammensetzung der Insassen auf den Stationen sehr verschieden. Um 9 Uhr abends waren die Kleider der kranken Frauen durchgesehen und lagen zusammengerollt auf ihrem Stuhl im Eß- und Aufenthaltsraum. Abgemessene 10 Minuten hatten wir des morgens für unsere Toilette. Das Essen nahmen wir gleichzeitig an einem Tisch mit den Kranken ein. Ab neun Uhr abends hatten wir dann eine Stunde lang die Möglichkeit, uns etwas zu unterhalten, unsere Kleider nachzusehen oder auch etwas zu lesen. Wir Wärterinnen waren in dieser Stunde zu dritt oder viert in einem Raum, in dem zugleich (neben knappem Schrankraum für persönliche Dinge des Personals) das Eßgeschirr für ca. 30 bis 40 Menschen gewaschen und aufgehoben wurde, außerdem andere Dinge des Haushaltes einer Krankenstation. Um 22 Uhr hatten wir im Bett zu sein. In diesem »Aufenthaltsraum« brannte nach 22 Uhr hoch oben auf dem Schrank ein Öllicht, das von draußen her vom Nachtwächter kontrolliert werden konnte. Auch machte die Oberin des Nachts öfter unverhoffte Rundgänge. Sicher waren wir niemals vor Überraschungen. Und trotzdem bin ich oft noch einmal aufgestanden, um beim Nachtlicht eine Weile zu lesen. Oh, was habe ich alles angestellt, um der peinlichen Entdeckung zu entgehen, beim nächtlichen Lesen erwischt zu werden!

Daß aber an jedem zehnten Tag dieser überlangen Dienstzeit noch eine Nachtwache angefügt wurde, wird man mir kaum glauben wollen. Sie dauerte von abends 9 Uhr bis früh 6 Uhr. Je zwei Kolleginnen teilten sich darin. Auch hier konnte man den Schlaf von $4^1/_2$ Stunden nur im Wachsaal bei den Patienten haben, damit man zur Hand war, wenn die wachende Kollegin Hilfe gebrauchte. Die Kontrolle geschah durch eine Steckuhr, die viertelstündlich bedient werden sollte.

Daß man Routine darin bekam, im Sitzen auf harten, steifen Stühlen zu schlafen und immer pünktlich an das andere Ende des Saales zur Steckuhr zu gehen, ist wohl erklärlich. Das Schlimme war, daß man während dieser Wachstunden nicht lesen oder evtl. eine Handarbeit machen durfte, auch nicht konnte. Ein Buch hätte ich mir schon mit eingeschmuggelt. Aber das in Öl schwimmende Lichtlein befand sich auch hier hoch oben an der Wand in einem verschlossenen Behälter, der Raum war nur in ein vages Dämmerlicht gehüllt. Trotzdem ist zu meiner Zeit niemals etwas passiert, außer, daß man sich manchmal bei der Oberin das Bild ansehen mußte, das man in der Nacht in der Kontrolluhr »gestochen« hatte. Oft folgten einer etwas größeren Lücke die Punkte in ganz kurzen Zwischenräumen. Es waren eben keine ausgeruhten Menschen, die bei den ständig zu bewachenden oder frisch eingelieferten Patienten zu sein hatten. Wenn die

Wärterinnen am Sonntag mit ihren Pfleglingen in der Kirche waren, schliefen sie alle – ohne Ausnahme – während der Predigt ein. Der Pfarrer beschwerte sich, die Oberin stellte uns entrüstet zur Rede. Die Bezahlung war – gemessen an jedem anderen für mich möglichen Verdienst – für die damalige Zeit recht gut.

Ich war mir immer klarer darüber geworden, daß man – als Mädchen – eine geschlossene Berufsausbildung braucht, wenn man an seiner Arbeit wirklich Freude haben soll. So spielte ich damals ernsthaft mit dem Gedanken, Diakonisse zu werden und besprach das mit meinen Eltern. Nicht, weil es mich zu einem solchen »Frauenorden« besonders hinzog, sondern weil mir die Krankenpflege als Beruf besonders zusagte und ich keine andere Ausbildungsmöglichkeit kannte. Es fehlte auch an Ratgebern. Meine Eltern sahen es von einem anderen Gesichtspunkt aus, sie wollten wohl keine frömmelnde Tochter, sahen viel lieber die spätere Frau und Mutter in mir. Sie redeten mir zu, doch nun Weißnähen und Schneiderei zu erlernen. In den zweiundeinhalb Jahren hatte ich mir soviel zurückgelegt, daß ich es wagen konnte, wenn meine Eltern mir durch Wohnung und Verpflegung helfen würden, was sie mir gerne anboten. Mit der Schneiderei könnte ich mir nach ihrer Meinung einmal in allen Lebenslagen helfen. So bin ich denn ihrem Rat gefolgt.

*

Auch geheiratet habe ich. Daß ich in der Ehe nicht glücklich war, soll hier nicht besprochen werden. Daß ich zwei Kinder hatte, war mein großes, wenn auch zuerst recht schmerzliches Glück. Daß ich damit aber alle Schwierigkeiten der alleinstehenden Frau aus eigener Erfahrung kennenlernte, und Elisabeth mit mir, soll doch hier nebenbei erwähnt werden.

Mit der Sorge für diese beiden Kinder begann auch die große, so schöne Kameradschaft mit meiner heranwachsenden Schwester Elisabeth. Zum Beginn dieser Kameradschaft hat das schöne menschliche Vertrauen, das ich zu meinem Vater hatte, beigetragen. Es verlangte mich danach, aus einer großen, seelischen Bedrängnis heraus zu ihm zu sprechen, mich mit ihm zu beraten. Dafür ergab sich eine Nachtstunde in der kleinen elterlichen Wohnung. Ich fand, was ich gesucht und gewußt hatte, volles

Marie Juchacz (li.) und ihre Schwester Elisabeth Roehl als Abgeordnete in der Nationalversammlung 1919 in Weimar.

menschliches Verständnis, moralische Unterstützung, die mir die notwendige innere Sicherheit gab. Wir beide aber wußten nicht, daß das Kind uns zuhörte, wähnten es ahnungslos schlafend. Viel später hat Elisabeth mir einmal gesagt, daß sie alles gehört und auch begriffen hätte. Von dieser Stunde an habe sie die Liebe zu mir bewußter gefühlt und sich gelobt, mich niemals zu verlassen. Welche Belastung für ein Kind! Sehr bald verband uns ein gemeinsames Leben, das nun »erwachsene« Mädchen von 16 und die Frau von 25 Jahren. Das Glück und der menschliche Wert dieser schwesterlichen Freundschaft und Kameradschaft lassen sich nicht darstellen. Diese Blätter sollen auch zugleich Schlaglichter auf den Lebensweg von Elisabeth Kirschmann-Roehl werfen, sollen von unserer gemeinsamen Arbeit und ihrer Bedeutung für unsere – nicht leicht – erworbene Lebenserkenntnis sprechen.

Das ständige kameradschaftliche Zusammensein mit Elisabeth war die am stärksten wirkende Kraft in meinem Leben. Diese gegenseitigen Beziehungen wurzelten in der Liebe, in der Freundschaft, in der gegenseitigen Anerkennung, in dem gemeinsamen Suchen nach Klarheit und Erkenntnis. Unser Zusammenleben in wirtschaftlich schwerer Zeit war das Fruchtbarste, was nur denkbar ist. Die Kinder mußten ernährt und erzogen werden. Das war wirtschaftlich schwer für eine einzelne Frau. Für zwei Frauen, die sich ergänzten, wurde es schon etwas leichter. Das Zusammenstehen gab uns einen moralischen Halt, den wir immer stark empfunden haben. Wir konnten über jede Schwierigkeit sprechen, weil wir uns mit wenigen Worten verstanden. Das Wertvollste war der ständige geistig-seelische Zusammenklang. Wir fühlten die gleiche Verpflichtung in unserer privaten Existenz und in den damit verbundenen moralischen Aufgaben. Wir fühlten aber auch diese gleiche Verpflichtung über das private Leben hinaus. Wir lasen die gleichen Zeitungen, die gleichen Bücher, soweit sie sozialen oder politischen Inhalts waren. Wir diskutierten über den Inhalt, bis wir glaubten, das Wesentliche darin erfaßt und erkannt zu haben. Wir erkannten gemeinsam, daß mit dem Willen, sich an einer Bewegung zu beteiligen, auch die Verpflichtung entsteht und dauernd wächst, diese Bewegung in ihres Wesens Kern zu erfassen und immer wieder aufs Neue nach der Wahrheit zu suchen. Wir stellten unsere Irrtümer und neuen Erkenntnisse fest und wuchsen daran.

Wir sind oft gefragt worden, wie wir zur Arbeiterbewegung gekommen sind. Nun - von uns beiden kann ich wohl sagen, daß wir, wenn auch uns selbst fast unmerklich, hineingewachsen sind. Unser Bruder Otto wurde Soldat, als ich noch zur Schule ging. Wie die meisten Burschen dieses Alters hat er mich oft recht rauh behandelt. Trotzdem hatte ich große Sehnsucht nach ihm. Als er einmal in Urlaub kam, machte es einen starken Eindruck auf mich, daß er zu mir, der nun 14jährigen, so ritterlich war. Ich muß mich aber einmal irgendwie despektierlich über die Uniform geäußert haben, denn ich erinnere mich an seine ernste Belehrung darüber, daß er des »Königs Rock« trage, und daß er stolz darauf sei, ihn tragen zu dürfen. Als der Obergefreite der Artillerie aber dann nach dreijähriger Dienstzeit zurückkehrte, erklärte er mir in seiner ernsten und etwas umständlichen Weise, daß er und warum er Sozialdemokrat geworden sei. Er gab mir mit vielen Erklärungen einen Text des Erfurter Parteiprogramms. Den ersten Teil verstand ich nicht, und seine Erklärungen machten es mir auch nicht verständlicher. Über den zweiten Teil, die Gegenwartsforderungen, haben wir viel und ernsthaft diskutiert, wobei wir durchaus nicht immer einer Meinung gewesen sind. Ich konnte mir unter einer politischen Partei kaum etwas vorstellen, einen sozialdemokratischen Parteiverein gab es bei uns noch nicht. Aber ich habe bei diesen Debatten über das Erfurter Programm schon damals manches gelernt. Sie lehrten mich, über die allgemeinen Dinge nachzudenken, den Staat als etwas anzusehen, woran alle Menschen Anteil nehmen müssen. Aber ich war auch vorher schon aufmerksam gewesen. Unser Vater war immer zum Wählen gegangen. Es kamen dann kleine Zettel mit den verschiedensten Namen ins Haus. Das hatte mich schon als Kind immer lebhaft interessiert. Wenn ich aber fragte: »Wen von diesen Männern willst Du wählen?«, setzte er ein schalkhaftes, geheimnisvolles Lächeln auf: »Die Wahl ist geheim«.

So stritt ich mich gerne mit meinem Bruder herum und erregte das verwunderte Kopfschütteln unserer Mutter und anderer Leute, auch unserer jungen Freunde, die wohl glaubten, daß wir einen Spleen hätten. Das ging jahrelang so, wir suchten immer wieder die Gelegenheit zu diskutieren. So wurde ich wach und aufmerksam und lernte manches, wofür mir vorher das Verstehen gefehlt hatte. Mit dem vom Militär entlassenen Bruder wurden die Debatten schon konkreter, auch leidenschaftlicher, noch

interessanter. Und als endlich freie Gewerkschaften in unserer Vaterstadt gegründet wurden, zuerst für die Bauhandwerker, Maurer und Zimmerleute, begrüßte ich dieses Ereignis freudig. Die Zeit war längst reif dafür, die patriarchalische Form zwischen Meister und Gesellen genügte längst nicht mehr. Landsberg war eine Industriestadt geworden. Eine große Maschinenfabrik war aus ehemals kleinen Anfängen entstanden, der Familienbesitz in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden. Die bereits erwähnte Netzfabrik hatte ihren Betrieb nach verschiedenen Richtungen erweitert. Der Besitzer einer ehemals schon ganz respektablen Sackfabrik baute eine große Jutespinnerei. Er zog auswärtige und hauptsächlich ausländische Arbeitskräfte mit ihren Familien heran, aus Italien und Böhmen, letztere aus dem damals österreichischen Gebiet. Es entstand eine große Wohnkolonie aus diesem Zuzug, zu der die »Einheimischen« zuerst kaum Zugang hatten. Die Stadt wuchs ständig von außen her. Die großen Bauern und Gutsbesitzer der Umgebung fanden es zweckmäßig und lohnend, jährlich im Sommer und Herbst Landarbeiter aus den polnischen Gebieten kommen zu lassen, Saison-Erntearbeiter. Die gingen zum Winter nur zum Teil in ihre Heimat zurück. Der große Rest ging in die Stadt, suchte sich dort eine Wohnung. Die Frauen und Mädchen erwarteten dort ihre Niederkunft. Ging das im Sommer verdiente Geld zur Neige, suchten sie in der wachsenden Industriestadt eine Arbeit. So wurden sie seßhaft. Die Gutsbesitzer ließen neue »Schnitter« kommen. Das ging so Jahr um Jahr, die Stadt wuchs, ihre Industrialisierung ebenfalls. Die fleißig ausgenutzte Gewerbefreiheit hatte sich auch im sozialen und kulturellen Leben der Stadt ihren Ausdruck gesucht. In der Heimatkunde der Schule hatte ich noch gelernt, daß die Stadt 18000 Einwohner beherberge. Nun waren es 40000, und Landsberg war inzwischen längst Kreisstadt geworden, das alles in 10 bis 12 Jahren.

*

Nachdem die Zimmerer und Maurer mit der Gründung ihrer gewerkschaftlichen Organisation vorangegangen waren, entwickelte sich das Organisationsleben der Arbeiterschaft folgerichtig weiter. Aber aus dem Baugewerbe entstand auch die erste Lohnbewegung. Das war den »Meistern« etwas Neues, das sie durchaus nicht anerkennen wollten. So kam es zu einem Streik, der eine ziemliche Erregung, ein Für und Wider, in der ganzen Stadt auslöste. Doch für uns und unsere Familie war dieser Streik noch von besonderer Bedeutung.

Unser Vater hatte nach seiner schweren Krankheit und großen Verlusten in seinem Geschäft nun doch nicht mehr die Kraft und den Elan, weiter als »Unternehmer« zu arbeiten. Es muß ein schwerer Entschluß für ihn gewesen sein, nun als Zimmergeselle unter einem Meister zu arbeiten, doch es blieb ihm wohl nichts anderes übrig. Ein junger Architekt, der einen Teil seiner praktischen Lehrzeit bei ihm absolviert hatte, sagte ihm, daß er sich eine Ehre daraus machen würde, seinen alten Lehrmeister zu beschäftigen. Der Bruder meines Vaters (mein Onkel Johann) war schon längere Zeit als Polier bei ihm tätig. Mein Bruder arbeitete bei einem anderen Meister. Und als nun, sehr zum Mißvergnügen der »Meister«, die schon erwähnten Arbeitsorganisationen entstanden, kam es bald zu Lohnforderungen und schließlich zum Streik, an dem sich mein Bruder und auch mein Vater beteiligt haben, während Onkel Johann (als Polier) auf dem Hof blieb. Es ist zwischen den beiden Männern nie mehr ein herzliches Verhältnis hergestellt worden.

Man muß aber die ganze Situation verstehen. Es war von meinem Vater eine große moralische Leistung, sich an diesem Streik zu beteiligen. Er war ein alter Handwerksmeister, hatte Jahrzehnte Gesellen beschäftigt und Lehrlinge ausgebildet. Es war ihm schwer geworden, nun selber um Arbeit anzusprechen. Der junge Meister hatte ihm den Übergang leicht zu machen versucht. Unser Vater hatte doch eigenlich niemals Gelegenheit gehabt, sich mit der Ideenwelt der Gewerkschaft vertraut zu machen. Jetzt galt es plötzlich, die neue Lehre zu begreifen und mit ziemlichem moralischen Mut danach zu handeln. Er tat es. Zwei Brüder kamen auseinander, und mein alter Vater geriet auf die schwarze Liste. Für immer arbeitslos? Geredet wurde darüber zu Hause nicht viel, wir waren harte Zeiten gewohnt, und wir alle wußten das moralische Recht auf seiner Seite. Nach einiger Zeit fand mein Vater wieder Beschäftigung bei seinem Neffen, der ein großes und schönes Geschäft aufgebaut hatte. Er hat die Situation gut zu seinem Vorteil auszunutzen verstanden. Kenntnis und Erfahrung, auch die Autorität und die Pflichttreue des alten Meisters kamen seinem Geschäft zugut. Bezahlt hat er ihn genau nach dem Tarif, der schon »für alte Leute«

festgelegt war und ließ sich dafür wacker für seine »Gutherzigkeit« loben. Als ihm einmal sein Mitteilungsbedürfnis durchging, rühmte er sich des »billigen Poliers«. Um vieles später, als ich zum Begräbnis meines Vaters nach Hause kam, hat er mich sehr kühl und von oben herab behandelt. Ich war schon als Sozialdemokratin bekannt, die übrige Verwandtschaft hat mich ganz geschnitten. Und als ich dann gar in dortigen Versammlungen sprach, hieß es, daß es doch eine Schande wäre, als »Rote« in die Heimat zu kommen, ich müßte mich doch schämen. Ich habe es getragen.
Einige Zeit nach dem Entstehen der freien Gewerkschaften kam es auch zur Gründung eines sozialdemokratischen Ortsvereins. Ein Wanderbursche kam nach Jahren in seine Heimat zurück zu seiner Mutter. Sie war Büglerin, hatte sich und ihre beiden Söhne als Witwe wacker und fleißig ernährt. Der Älteste war sehr früh auf die Wanderschaft gegangen. Diese freundliche und recht gebildete Frau umgab für mich als Kind schon immer etwas Geheimnisvolles. Ich trug die Kragen und Manschetten meines Vaters gerne zu ihr und habe den Eindruck einer feinen und vornehm wirkenden Frau behalten. Sie gab sich freundlich und sicher, wußte auch wohl viel über Menschen und Dinge. Meine Mutter sprach immer mit besonderer Achtung von ihr. Die Familie war als freireligiös bekannt gewesen, und man habe sich dort früher auch Rat in manchen Dingen holen können, weil der verstorbene Mann so vieles gewußt hätte. Aber sie seien, obwohl sie »etwas Besseres« waren, immer sehr freundlich und bescheiden gewesen. Nach dem Tode des Mannes habe die Frau das Bügeln für Geld beginnen müssen. Der älteste der beiden Söhne sei schon viele Jahre auf der Wanderschaft. Im Gedenken an diesen Sohn aber lasse die Frau keinen Handwerksburschen unbeschenkt von ihrer Türe gehen. Dieser Sohn war es, der von seiner langjährigen Wanderschaft heimkam. Er wurde der Gründer des Sozialdemokratischen Parteivereins. Er erschien finster und mißtrauisch, war wortkarg und wirklich nicht übermäßig freundlich. Und doch konnten seine Augen freundlich lachen, wenn man ihn ansprach und etwas Vernünftiges fragte. Arbeit hätte er am Ort natürlich nicht bekommen. Ich glaube auch nicht, daß er gesundheitlich in der Lage gewesen wäre, in seinem Beruf als Stellmacher zu arbeiten. So wählte er sofort die Unabhängigkeit eines Zigarrengeschäftes, vielleicht hatte er ein kleines väterliches Erbteil. Die lebende Vorsorge der Mutter mag ihm geholfen haben. Er heiratete bald eine kluge, bescheidene Frau,

die ganz in seiner Ideenwelt aufging. Mit dem Parteiverein kam Leben und Bewegung in die Stadt. Bald beteiligte sich die Arbeiterschaft mit einigem Erfolg an den Kommunalwahlen. Er wurde Stadtverordneter, niemand konnte ihm die Achtung versagen. Doch da war ich nicht mehr daheim. K. war klug, belesen, nüchtern, schlagfertig. Die Fremde hatte ihn geformt und einen sicheren Sozialdemokraten aus ihm gemacht, der genau wußte, was er wollte.

In unserer Stadt hatte der »Liberalismus« einen ziemlichen Anhang, was in der vielgelesenen, liberalen »Neumärkischen Zeitung« und auch oft in der Stadtverordnetenversammlung seinen Ausdruck fand. In meiner Kindheit und frühesten Jugend war auch das kulturelle Leben recht lebendig, das liberale Bürgertum sorgte für gute Konzerte und Theatervorstellungen, wovon wir partizipierten. Mit dem Wachstum der Stadt und ihrer Industrialisierung hörte das auf. Warum? Auch die Eisenbahn entwickelte sich. Farbrikanten, Geschäftsleute und höhere Beamte fanden es bequemer, von Zeit zu Zeit eine zwei- bis dreistündige Fahrt im D-Zug zu machen und sich an den Darbietungen der Großstadt zu erfreuen. So verödete – gerade in Folge der wirtschaftlichen Entwicklung – das Kulturleben im Laufe dieses entscheidenden Jahrzehnts. Es empfing erst wieder Wert, als sich die organisierte Arbeiterschaft selber half. Soweit ging die Einsicht der liberalen Stadtväter nicht, das Kulturleben im Interesse der Gesamtbewohner zu pflegen. Und ihre Sympathie war durchaus nicht bei der immer bewußter werdenden Arbeiterschaft.

Bald nach der Parteigründung wurde auch ein Konsumverein ins Leben gerufen. Es kam ein Mann aus Forst in der Lausitz, um den Gewerkschaftsmitgliedern, den Sozialdemokraten und den am Rand mitlaufenden Frauen (wie wenige waren es) etwas über Zweck und Nutzen einer Konsumentenbewegung zu erzählen. Denselben Mann holte man sich bald als Lagerhalter, und es war nun noch einer mehr da, mit dem wir uns über den Sozialismus unterhalten konnten.

Zu diesem Zeitpunkt war Elisabeth herangewachsen. Damals reiften die Kinder unbemittelter Eltern schnell zu selbständigen Menschen heran. Sie mußten sich mit dem Austritt aus der Schule zum mindesten selbst ernähren. So auch meine junge Schwester. Sie war ganz in meiner Nähe in

einer Familie, wo sie das Kind betreute und etwas im Hause half. So hatten wir die Möglichkeit, oft beisammen zu sein. Erstaunlich war die Wißbegier des jungen Menschenkindes. Konnte sie an einer Versammlung nicht teilnehmen, mußte ich ihr hinterher alles erzählen. Dabei machte ich die Erfahrung an mir, daß das Erlebnis auch für mich lebendiger wurde und daß ich bei dem Rückerinnern auf viele vom Referenten erwähnte Dinge stieß und sie durchdenken mußte, die sonst vielleicht bald vergessen worden wären.

*

Es war überhaupt eine entscheidende Zeit für mich. Wirtschaftliche Sorgen, Verantwortung und persönlichste seelische Bedrängnis waren eine große Last. Die kindliche Kameradschaft der jungen Schwester war mir eine größere Stütze, als mir wohl damals ganz zum Bewußtsein gekommen ist. Ebenso aber war es auch das Eindringen in die sozialistische Ideenwelt, die mir sehr geholfen hat, mein Schicksal zu tragen. War mir, der Älteren, oder gar der sechzehnjährigen Elisabeth diese Entwicklung bewußt? Ja und nein. Später haben wir es bestimmt klarer gesehen. Ein intuitives Erfassen der Dinge aber war es bestimmt. Eine kleine Episode will ich noch dazwischen erzählen. Der vorher erwähnte Lagerhalter der Konsumentengenossenschaft, mit dem wir oft diskutierten, amüsierte sich im stillen über den Enthusiasmus des jungen Kindes. Er neckte – und ärgerte – sie mit dem »Strohfeuer«, das lichterloh in ihr brenne. Einmal sagte er, daß dieses Feuer bei der Lektüre des ersten sozialistischen Buches, das er ihr geben könne, sofort und für immer verlöschen würde. Sie bat darum, sie auf die Probe zu stellen, und er gab ihr den ersten Band von Karl Marx »Das Kapital«! Nicht etwa die Volksausgabe, die kam ja erst 20 Jahre später heraus. Und nicht etwa eine volkstümliche Interpretation der Marx'schen Lehre. Das Kind begann das Buch zu lesen, besorgte sich einige Fremdwörterbücher zur Hilfe, und kam natürlich nicht weiter, weil ihr jede Vorschulung für das Verstehen der Materie fehlte. Ich wußte davon nichts. Sie quälte sich des Nachts damit ab, wenn ihre Arbeit getan war. Etwas später sagte sie es mir. Sie war sehr unglücklich, ich vermochte sie zu trösten. Als sie Jahre später einmal in unsere Vaterstadt zurückkam, um einer Parteipflicht zu genügen, hat sie den Genossen lächelnd gefragt: »Glauben Sie noch immer, daß es Strohfeuer war?« Worauf er sichtlich verlegen wurde. Er erinnerte sich wohl seiner Torheit.

Diese Zeit ist auch der Beginn unserer gemeinschaftlichen Lektüre sozialistischer Zeitungen. Wenn ich – es war dies in der Familie mein freiwilliges tägliches Amt – den Leitartikel und den Parlamentsbericht der »Volksstimme« (sie erschien zuerst in Frankfurt/Oder, in Kottbus, dann in Lebus) vorgelesen hatte, holte sich Elisabeth die Zeitung von mir. Und es gab daraus Gesprächsstoff mit vielen wissenshungrigen Fragen. Nichts über diese Provinzzeitung! Sie hatte einen stark informatorischen Charakter. Der Leitartikel behandelte ein sozialistisches Problem oder nahm – wegen drohender Bestrafung in der Form vorsichtig, in der sozialistischen Haltung aber sehr entschieden – zur Lage der Arbeiterklasse Stellung. Wichtig war auch der Parlamentsbericht. Es waren die Reden der sozialdemokratischen Abgeordneten »zum Fenster hinaus«. Man sage nichts dagegen, es war Notwehr. Große Summen haben die Arbeiter von damals aufgebracht, um alle Strafen wegen »Majestätsbeleidigung« und anderes, was der Strafrichter herausfand, zu zahlen. Hohe Gefängnisstrafen wurden über die verantwortlichen Redakteure verhängt. So mancher Arbeiter zeichnete verantwortlich - war »Sitzredakteuer« -, um den Begabteren und Geschulteren für die notwendige Arbeit zu erhalten. Aber der Abdruck von Parlamentsreden war straffrei. Uns haben sie damals in ihrer Schärfe und Ausführlichkeit sehr zum Verstehen der politischen Zusammenhänge geholfen.

Man glaubt es heute kaum noch, wie eine einzige kleine Provinzzeitung ausgewertet werden kann und wie man sich dabei im Denken und Sprechen, auch in der Verarbeitung des Gedachten und in der so wichtigen Interpretation üben kann, wenn man interessiert ist und Ausdauer hat. Es blieb nicht bei den sich an das Lesen regelmäßig anschließenden Debatten, sondern pflanzte sich fort in einem weiteren Freundes- und Bekanntenkreis, mit dem man nach Feierabend zusammentraf. Ich lernte verschiedene Dinge dadurch: Die Bedeutung des Staates für die Menschen, die darin leben; ein Urteil darüber, wie dieser Staat beschaffen war und wie man ihn sich denken und wünschen konnte. Man lernte die Macht und die Ohnmacht des damaligen Reichstages kennen, vieles über die soziale Lage der lohnarbeitenden Menschen. Vor allem, man lernte allgemein denken, stellte sich selber und seine Umwelt nicht in den Mittelpunkt des Denkens, sondern betrachtete sich als einen Teil des Ganzen. Und aus der Ferne lernte ich die Vertreter der Sozialdemokratie als Persönlichkeiten

kennen. August Bebel, Wilhelm Liebknecht, Paul Singer, Ignaz Auer, Zubeil, Stadthagen, Antrick u. a. wurden mir ein Begriff. Man sah gelegentlich irgendwo ihre Bilder, man hatte den lebendigen Eindruck durch die regen wörtlichen Reden oder bekam auch gelegentlich eine persönliche Schilderung, wie z. B. 1903, als der Reichstag neu gewählt wurde und Berliner Redner, natürlich auch der Reichstagskandidat für den Landkreis Landsberg-Soldin in unsere Stadt kamen. Letzterer, Wilhelm Pätzel, hat sehr oft auf den Dörfern um Landsberg herum selber seine Einladungen von Haus zu Haus getragen und hat am Abend selbst seine Versammlungen leiten müssen, wenn ihn die Bauern überhaupt sprechen ließen. Es gehörte sehr viel Mut und Überzeugungstreue dazu, das alles durchzuführen und seinen Humor dabei zu behalten. Den hatte er und dazu eine anschauliche Art, die Dinge einfach und klar darzustellen und sich sprachlich einzufühlen. Er war früher als junger, intelligenter und wissenshungriger Arbeiter in die Familie Wilhelm Liebknechts hineingezogen worden, hatte auf diese Weise eine größere Anzahl führender Sozialdemokraten persönlich kennengelernt, dazu hatte er viel und intensiv gelesen. So war es wohl gekommen, daß er in der Verlagsbuchhandlung der Sozialdemokratischen Partei eine wichtige Stellung innehatte. Bei den Unterhaltungen, die sich an die Versammlungen anschlossen, war ich eine aufmerksame Zuhörerin.

*

Jedenfalls wurde unsere kleine Gruppe in dieser Wahlzeit 1903 in Spannung gehalten. Alles, was damit zusammenhing, interessierte mich brennend, ich las jedes Flugblatt mit größter Aufmerksamkeit. Die Volkszeitung erwartete ich täglich mit Ungeduld. Als die Wahlresultate der Stadt bekannt wurden, jubelten wir und glaubten, den Sieg schon zu erleben. Am nächsten Tage beim langsamen Bekanntwerden der ländlichen Wahlergebnisse schien mir die Welt unterzugehen. Das alles mußten wir nun erst mit unserem Verstand verarbeiten, einschließlich der Hoffnungen und Enttäuschungen.

Mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgten wir den heldenmütigen Kampf der Crimmitschauer Textilarbeiter. Es war gar nicht zu begreifen, daß soviel Treue und Tapferkeit dieser Männer und Frauen nicht mit dem

endlichen Sieg abschließen sollten. Diese den armen Textilarbeitern aufgezwungenen Lebensbedingungen, der Hunger, das Elend der arbeitenden Frauen und der Kinder, das erwachte Bewußtsein in dieser zum Elend verdammten Arbeiterschaft, dagegen das sture, unerbittliche Verhalten des Unternehmertums in diesem Kampf und angesichts einer sozialen Lage ihrer Arbeiterschaft, an der sie sich doch moralisch schuldig fühlen mußten, wenn sie nicht alles menschliche Fühlen verleugnen wollten, das alles zusammen machte für uns das Gesicht der Klassenkämpfe der damaligen Zeit aus. Diese Erfahrungen haben die Arbeiterschaft in ihrem Werden und Verhalten geformt. Die Behörden standen von vornherein und ohne jeden Skrupel auf der Seite der Unternehmer. Jeder Gesetzesparagraph, der in diesem Kampf nur auszulegen oder umzubiegen war, wurde zum Schaden der um ihr Lebensrecht kämpfenden Textilarbeiterschaft angewandt. Die beispiellos tapferen Arbeiter und Arbeiterinnen, die hungernden Kinder hatten keinen anderen Freund als die arbeitenden Menschen, die sich aus eigenem Erleben in ihre Lage hineinversetzen konnten. Trotz ihrer schmerzlichen Niederlage haben die Crimmitschauer Textilarbeiter und andere nicht umsonst gekämpft. Die Tränen ihrer Frauen waren Saat und Dünger für den Fortschritt.

Wir begrüßten es, daß auch der Parteitag in Dresden (1903) eine warmherzige Sympathiekundgebung zugunsten der 7500 kämpfenden Crimmitschauer Weber beschloß. Sie stünden in ihrem Kampf gegen ein rücksichtsloses Fabrikantentum unter der Beugung des Koalitionsrechtes unter unglaublichem Polizeidruck. Dieser Kampf um einen Zehnstundentag sei eine Etappe zur Erlangung des Achtstundentages für alle Arbeiter. Die moralische und materielle Unterstützung dieses Kampfes sei selbstverständliche Pflicht.

Auch diesen Dresdner Parteitag, den ich in Inhalt und Auswirkung später noch oft mit erfahrenen Genossen diskutiert habe, erlebte ich aus der Perspektive des interessierten Zuschauers. Aus der Ankündigung in der Zeitung sah ich, daß ein Parteitag etwas ganz Besonderes für alle Sozialdemokraten sein müsse. Ich hörte auch in meinem Freundeskreis, von denen ein paar »schon einmal in Berlin gewesen waren«, von den Meinungsverschiedenheiten, die des öfteren heftig diskutiert wurden. Es sei nicht immer alles »so einig« bei den Sozialdemokraten. Unser Volksblatt brachte auch die Verhandlungen des Parteitages relativ ausführlich. Und

sie wurden auch bei uns heftig diskutiert. Ich mußte mich sehr zusammennehmen, um mich zur Aufmerksamkeit und Sachlichkeit zu zwingen. Es hat ein Weilchen gedauert, bis ich den Schock überwinden konnte. August Bebel war für mich ein Gott gewesen, während mir Heinrich Braun, Georg Bernhard u. a. damals noch unbekanntere Genossen waren. Innerlich war ich zuerst bereit gewesen, mich in der Sache ganz und vorbehaltlos auf die Seite von Bebel zu stellen. Aber das Durchlesen, Durchsprechen und Durchdenken der Berichte zwang mich zur kritischen Betrachtung der Differenzen, und ich weiß noch, daß ich zu dem Schluß kam, daß von beiden Seiten viel zu heftig und nicht genügend sachlich gekämpft worden war. Es handelte sich hauptsächlich um die Frage, ob es Genossen erlaubt sei, an bürgerlichen Zeitungen und Zeitschriften mitzuarbeiten, sei es als Redakteur oder Schriftsteller, wenn in diesen Blättern an der Sozialdemokratischen Partei gehässige oder hämische Kritik geübt würde. Erlaubt sollte diese Mitarbeit sein, wenn die Voraussetzung des »Gehässigen und Hämischen« nicht vorhanden sei. Doch sollten (im Interesse der Partei und der in solchen Stellungen tätigen Genossen) den letzteren keine Vertrauensstellungen gegeben werden.

Der Antrag des Parteivorstandes wurde angenommen, August Bebel hatte gesiegt. Die Debatte, so unangenehm und deprimierend ich sie auch empfand, gab mir manchen Einblick in das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen; sie zeigte mir, daß Schriftsteller und Redakteure zum Proletariat gehörten und um ihre Existenz zu kämpfen hatten, daß die meisten bürgerlichen Blätter die Sozialdemokratie in nicht immer sachlicher Weise bekämpften und schließlich auch, daß mancher in der Mitarbeit an bürgerlichen Zeitungen ein Mittel sah, um auf Kreise, die keine sozialdemokratischen Blätter lasen, mit sozialistischen Ideen einzuwirken. Schließlich auch, daß man zwischen wissenschaftlichen Blättern und Zeitschriften, politischen Tagesblättern und Sensationsschriften unterschied. Ich muß in meiner sozialistischen Überzeugung schon ziemlich gefestigt gewesen sein, daß mich diese Erfahrung aus der Ferne nicht unheilbar erschüttert hat.

Eins habe ich bei den verschiedenen Gelegenheiten des Meinungsaustausches an mir selber erprobt, nämlich die Fähigkeit, Gelesenes auch richtig zu interpretieren. Oft wurde in unserem kleinen Kreis erzählt, was

man gelesen hatte und welche Schlüsse man daraus zog. Und sehr oft konnte ich dann anhand der Zeitung beweisen, daß man es falsch verstanden hatte. Darüber empfand ich Freude und Befriedigung.

Als Frau stand man trotzdem am Rande des Geschehens. Das Preußische Vereinsrecht erlaubte uns nicht, uns zu organisieren. In den Versammlungen saß man an der Seite. Eine politische Betätigung der Frauen sei nicht gestattet, sagte man uns. Ich konnte das nicht ganz glauben. Ich hatte schon davon gehört und darüber gelesen, daß die Frauen der Großstadt Mittel und Wege gefunden hätten, am öffentlichen Leben teilzunehmen. Es wäre aber in der Heimat keine Möglichkeit dagewesen, mit den Frauen meines Bekanntenkreises ein ernsthaftes Gespräch über diese Fragen zu führen. Sie schauten entsetzt und verwundert, wenn ich ein derartiges Gespräch suchte. Die Gleichaltrigen, die ich von der Schule und von der Arbeit her kannte, hielten mich wohl für irgendwie überspannt. Vielleicht waren manche ältere Frauen nicht ganz so verständnislos. Aber auch sie waren nicht fähig, die Zweckmäßigkeit unseres Denkens zu begreifen. Wozu die Mühe und Aufregung, wurde gefragt. Mit uns macht man ja doch, was die »hohen Herren« wollen.

Auch Denken und schließliche Erkenntnis brauchen ihre Zeit zur Reife. Davon, daß die Frauenbewegung etwas Eigenständiges war, was neben der Sozialdemokratie herging, hatte ich auch noch keine Vorstellung. Ich wußte nicht, daß just zur Wahl 1903 in Berlin im Wahlkreis Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg und in Altona und in einigen anderen Städten für die Dauer der Wahlbewegung Frauenwahlvereine gegründet wurden, wozu das Preußische Vereinsgesetz die juristische Möglichkeit bot. Arbeiterfrauen wollten damit die politische Wahlbewegung der Partei unterstützen und zugleich für das Frauenwahlrecht demonstrieren.

*

Anfang 1906 gingen Elisabeth und ich nach Berlin. Unser Ziel war, dort wirtschaftlich Fuß zu fassen. Wir gingen ohne Illusionen, wir hatten beide die Sorge für meine zwei Kinder und wußten, daß es schwer sein würde. Zuvor hatten wir noch eine vertrauensvolle Aussprache mit einigen Genossen. Wir wollten einen Weg finden, um uns der sozialistischen Bewe-

gung anschließen zu können. Keiner der Männer wußte richtig Bescheid, wie es anzufangen sei. Einer gab uns eine Empfehlung an eine Genossin Ida Altmann, die wir auch aufsuchten. Es stellte sich heraus, daß sie sozialwissenschaftliche Mitarbeiterin der Gewerkschaften war. Sie war ein gebildeter Mensch von großem Wissen, sehr freundlich, an den sogenannten Frauenfragen aber gar nicht interessiert; sie wußte mit der Personen- und Organisationsfrage auf diesem Gebiet auch nicht Bescheid, gab das auch offen zu. Aber sie hatte einmal etwas von Frauenleseabenden gehört, gab uns Literatur und riet, uns mit sozialdemokratischen Männern unseres Wohnbezirks im Osten Berlins in Verbindung zu setzen und mit ihrer Hilfe einen Frauenleseabend zu etablieren, wobei wir uns dann gemeinsam mit entsprechender Literatur bekanntmachen könnten. Das wäre auch der beste Weg, in die politische Bewegung hineinzukommen. So geschah es. Eine Frau aus dem gleichen Hause, in dem wir eine Wohnung gefunden hatten, verhalf uns zu einer Heimarbeit, bei der wir natürlich keine Reichtümer sammeln konnten, aber es war ein Anfang, ein erstmaliges Fußfassen, und wir wurden nicht mutlos. Die gemeinsamen Leseabende waren nicht so lebendig und interessant, wie wir uns das wohl aus unserer Landsberger Erfahrung vorgestellt hatten. Das Ganze war auch den Genossen und den paar Frauen, die sich dazugesellten, noch etwas ungewohnt. Wir beide waren sehr still an diesen Abenden. Irgendwie fühlten wir uns den Männern wohl unterlegen. Unsere Unterhaltung begann erst, wenn wir wieder allein waren, wo wir dann das Für und Wider des Abends sehr kritisch miteinander besprachen. Aber diese Debatten halfen uns doch, die besprochene Literatur besser zu verstehen. Daneben lasen wir auch den »Vorwärts«, hatten auch manche Gelegenheit, die eine oder andere große Versammlung zu besuchen, wie wir sie vordem nicht erlebt hatten.

Aber plötzlich wurde es interessant. Als wir eines Abends zum Leseabend in das kleine Lokal kamen, das unser Treffpunkt war, saß da schon eine rundliche Frau mit ausdrucksvollem Gesicht, straff zurückgekämmtem Haar, die das große Wort führte, während unsere männlichen Freunde mit verlegenen Gesichtern dabeisaßen. Nicht die Polizei war es, deren Auftauchen wir fürchteten. Es war Margarete Wengels, Vertrauensperson für die Genossinnen des Berliner Ostens, die uns, wie es uns schien in großer Erregung, aber in fließender Rede erzählte, daß wir alles falsch gemacht hätten. Wir hätten uns bei ihr melden müssen, und sie hätte uns dann gesagt, was wir zu tun hätten. Sie schien uns sehr böse zu sein. Von den Genossen erfuhren wir, daß Margarete Wengels eine tapfere und sehr geachtete Persönlichkeit in der Frauenbewegung sei. Sie hatte schon bald nach dem Fall des Sozialistengesetzes die Berliner Frauen-Agitationskommission als »Vertrauensperson« vertreten und war 1893 in einer Frauensitzung, die anläßlich des Kölner Parteitages stattgefunden hatte, dazu bestimmt, als Zentralvertrauensperson die Agitation unter den Frauen im Reich zu fördern, Wünsche entgegenzunehmen, Rat zu geben, Rednerinnen zu vermitteln, überhaupt die sozialistische Frauenbewegung zu unterstützen. Sie löste diese Aufgabe zusammen mit der Redaktion der »Gleichheit«, der Frauenzeitschrift der Genossinnen, deren Redakteurin Clara Zetkin war. Margarete Wengels hatte dieses Amt bis 1899 inne, als sie dann von Ottilie Baader als »Zentralvertrauensperson der Genossinnen Deutschlands« abgelöst wurde. Nun war sie noch immer für den Berliner Osten verantwortlich. Und keiner der so erfahrenen Genossen hatte sich bei der Installierung unseres Leseabends daran erinnert. Zum Schluß der so stürmisch begonnenen Sitzung löste sich alles in Wohlgefallen auf. Ob Margarete Wengels begriffen hatte, daß wir »Provinzküken« von ihr nichts wissen konnten, habe ich nie erfahren. An diesem Abend waren wir nur die unbotmäßigen Sünderinnen. Der Schluß aber war: Weitermachen. Wir Frauen bekamen noch den dringenden Rat, die »Gleichheit« zu abonnieren, auch die Versammlungen des Berliner Frauen- und Mädchenbildungsvereins zu besuchen und uns dort als Mitglieder eintragen zu lassen. Das erste und zweite haben wir befolgt, das dritte nicht. Wir beide übersiedelten nämlich bald nach Schöneberg bei Berlin, wo ebenfalls ein solcher Verein bestand.

Auch Elisabeth war inzwischen eine Ehe eingegangen. Das war die eigentliche Ursache unserer Übersiedlung nach Schöneberg gewesen. An unserer Kameradschaft hatte das nichts geändert, im Gegenteil, sie wurde immer tiefer. Unsere wirtschaftlichen Verhältnisse verbesserten sich durch diese Ehe nicht. Unser kameradschaftliches Zusammenstehen wurde immer intensiver und fruchtbarer. Trotz wechselnder Schicksale und Aufgaben, trotzdem wir später zeitweise voneinander getrennte Wohnsitze hatten, waren wir durch unsere gemeinsame Arbeit eng verbunden und lebten miteinander. Anders war es uns gar nicht

denkbar. Wir haben sicher nicht viel darüber gesprochen. Aber mit der Absicht, zusammenzuleben, Verantwortung gemeinsam zu tragen, zu lernen, Erfahrungen zu sammeln, uns gemeinsam ganz mit der sozialdemokratischen Bewegung bekanntzumachen, in ihre Theorie einzudringen, uns mit ihrem Idealismus zu verbünden und stets das Unsrige dazu zu tun, waren wir schon nach Berlin gegangen. Wir hatten beide das Gefühl, bei weitem nicht genug zu wissen. Ich war mit meiner bitteren Frauenerfahrung Mutter zweier Kinder und fast zehn Jahre älter als die junge Kameradin an meiner Seite. Es lag ein großer moralischer und ethischer Wert in dieser schwesterlichen Kameradschaft. Dankbar trug ich auch die Verantwortung für die junge Schwester und genoß die moralische Hilfe, die für mich in dieser Verbindung lag, mit dem gleichen Gefühl. Leicht war der Lebenskampf nicht für uns. Das Schicksal der Frau, die zu gleicher Zeit Kinder zu ernähren und zu erziehen hat, ist für Millionen von Frauen das gleiche. Und auch für die Kinder dieser Frauen ist es niemals leicht.

Ich sage das nur mit Bezug auf die Notwendigkeit der Erwerbsarbeit für uns. Die Mitarbeit im öffentlichen Leben hatte damit wenig zu tun. Wohl bedurfte es des Nachdenkens und der guten Einteilung unserer Zeit. Wenn wir »Opfer« brachten, die wir aber nicht als solche empfanden, so war das höchstens mit dem zu vergleichen, was andere arbeitende Menschen für Erholung und Vergnügen verwenden. Wir verzichteten wohl auf das meiste, was manchem unentbehrlich schien. Wir buchten die neuen Kenntnisse und Erfahrungen als persönlichen Gewinn, als neuen Lebenswert.

Hier in Schöneberg begann unsere bewußte und intensive Mitarbeit in der sozialdemokratischen Frauenbewegung. Bis dahin war unser Blick eigentlich nur auf »Arbeiterbewegung« gerichtet gewesen. Mittlerweile war es uns nun wirklich klar geworden, daß wir, wenn wir mehr als gelegentliche Mitläufer sein wollten, den Umweg über die sozialdemokratische Frauenbewegung zu gehen hatten. In Schöneberg angekommen, benutzten wir die erste Gelegenheit einer Versammlung des Frauen- und Mädchenbildungsvereins, um uns zur Mitgliedschaft anzumelden.

Gingen wir damals in eine Versammlung, haben wir das sehr stark als besonderes Erlebnis empfunden. Die sozialistische Idee wurde wohl

noch als neu und kühn erlebt, man stand unter dem Gefühl des Ungewöhnlichen. Der Wille, ein freier, gleichberechtigter Mensch zu werden, gegen alle Hindernisse, war stark in unserem Bewußtsein. Wir waren bereit, Gefahren auf uns zu nehmen, Konflikte zu bestehen, gegen Vorurteile aller Art anzugehen. Dieses Gefühl empfanden wir auch wieder sehr stark, als wir die erste Schöneberger Versammlung besuchten. Man hatte uns gesagt, daß dort eine Frau Bäumler, die Frau des dortigen Vorwärts-Spediteurs, die »Vertrauensperson« der Genossinnen sei. Wir sahen sie oben auf der Bühne am Vorstandstisch, eine imposante Erscheinung, groß, mit ganz weißem Haar und einem schönen Kopf. Die Leitung der Vereinsversammlung wurde von einer anderen Frau ausgeübt; etwas ängstlich, wie es uns schien. Zwei Polizisten saßen am Nebentisch, um die »staatsgefährliche« Versammlung zu überwachen. An einem der nächsten Tage gingen wir zu Frau Bäumler in die Wohnung, um uns vorzustellen und von unserem Wunsch zu sprechen, uns an der sozialdemokratischen Frauenarbeit zu beteiligen. Sie war freundlich und schien erfreut über den Zuwachs, aber auch zurückhaltend und ein wenig mißtrauisch. Der Frauen- und Mädchenbildungsverein sei als Mittel gedacht, die breiteren Schichten der Frauen zu erfassen, sie zu erwecken und unter der durch Gesetz gebotenen Vorsicht allgemein und auch politisch weiterzubilden. Frau Bäumler wies darauf hin, daß das Preußische Vereinsgesetz ebenso wie z. B. die Länder Sachsen, Braunschweig, Thüringen, es verboten, sich politisch zu organisieren. In Baden z. B. und in den süddeutschen Ländern sei man etwas toleranter. Sie erzählte uns manches Vorkommnis aus ihren Erfahrungen, wie man bemüht sein müsse, z. B. Versammlungsthemen möglichst allgemein und mit einem kulturellen Aspekt auszustatten, wobei es dann von der Geschicklichkeit der Redner abhänge, den zuhörenden Frauen doch das zu vermitteln, was notwendig sei. Man bekäme Übung darin, auch in der Gegenwart der überwachenden Beamten vieles zu sagen, was der Gesetzgeber eigentlich verhindern wolle. Sie kenne aber auch schon die einzelnen Polizeibeamten. Manche wären dumm und schläfrig und verstünden nichts von der Sache, andere seien wohl wach, aber bewußt tolerant, und vor manchen müsse man sich hüten, weil sie schlau seien und wenig wohlwollend, aber immer bereit, den proletarischen Vereinigungen etwas am Zeug zu flicken, während man im allgemeinen

und im besonderen der bürgerlichen Frauenbewegung viel mehr Spielraum und Entfaltungsmöglichkeit lasse, ja, sie in vieler Hinsicht sogar fördere. – Diese Tatsache ist mir übrigens später von Frauen aus dem bürgerlichen Lager mündlich und schriftlich bestätigt worden. Emma Ihrer führt in ihrer schon 1898 erschienenen Broschüre »Die Arbeiterin und der Klassenkampf« eine ganze Kette der Beweisführung, wie die Vereinigungen und Veranstaltungen der bürgerlichen Frauenbewegung von der »Hohen Obrigkeit« nicht nur geschont, sondern sogar gefördert worden sind, während man von den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts an – bis zu seinem Ende – jede leiseste Regung zu einer organisierten, proletarischen Frauenbewegung mit brutalen Mitteln und gerichtlichen Strafen unterdrückte.

Sodann machte uns Frau Bäumler darauf aufmerksam, daß wir - trotz allem Verbot - die Möglichkeit hätten, uns politisch zu organisieren. Es sei möglich, durch kleine, freiwillige, monatliche Zahlungen, für die man Quittungsmarken bekäme, die man auf einer Karte aufkleben könne, zu beweisen, daß man sich zur Sozialdemokratischen Partei zugehörig fühle, und das werde von der Partei auch anerkannt. Wir erzählten von unseren bisherigen Erfahrungen. Daß die Genossin wohl Vertrauen zu uns gefaßt hatte, bewies sie, indem sie uns Zeit und Ort der Zusammenkünfte des kleinen Frauenkreises nannte, der sich in Wirklichkeit um die Vertrauensperson scharte. Außerdem – so sagte sie uns – fänden auch Frauenleseabende statt, für die man einen sehr beweglichen und belesenen jungen Genossen gewonnen hätte.

Die Versammlungen des Frauen- und Mädchenbildungsvereins fanden in der Regel monatlich einmal statt und waren immer recht gut besucht. In der Regel verstanden es die Referenten wirklich, aus dem Stoff trotz der Anwesenheit der hohen Polizei, etwas zu machen. Einmal sind wir in unseren Erwartungen getäuscht worden. Es war ein Arzt gewonnen worden, das Thema »Wie fesselt die Frau ihren Mann an das Heim?« zu behandeln. Wir versprachen uns sehr viel davon, hatten uns vorgestellt, daß er davon ausgehen würde, daß die Ehe eine Kameradschaft zwischen zwei Menschen sein sollte, die gemeinsam alles zu tragen haben. Daß man diese Kameradschaft bewußt festigen könne, wenn man Verständnis für den Kampf der Männer um bessere Lebensbedingungen zeige, die doch wieder der Familie zugute kämen. Bei solchem Verständnis würden die

Männer auch bereit sein, die ihnen bleibende freie Zeit im Kreise der Familie, im eigenen Heim zu verbringen. Ein solcher Grundgedanke hätte sich mit Beispielen ausbauen lassen. Davon sagte der Gute nicht ein Wort. Statt dessen füllte er den ganzen Abend damit, den Zuhörerinnen guten Rat zu geben, wie sie die Wurst- und Käseplatten mit Petersilie und Radieschen garnieren könnten, das koste nicht viel usw. Er machte es nicht einmal reizvoll und noch viel weniger taktvoll. Die meisten Zuhörerinnen saßen wie auf Kohlen. Aber niemand fühlte sich in Gegenwart der Polizei, aber auch nicht in Gegenwart der Genossin Bäumler, die doch das Vereinsgesetz und seine Fußangeln so gut kannte, mutig genug, dem Herrn Doktor seine Meinung kräftig zu sagen. Auf eine empörte Handbewegung, mit der ich mich zum Wort melden wollte, winkte sie beschwichtigend ab. Sie fürchtete, daß mein Temperament und die von ihr mit Recht gefürchtete Unkenntnis der Gesetze sich nicht gut auswirken würden. Es war ein verlorener Abend. Wir beiden Schwestern gingen betrübt nach Hause und erzählten uns gegenseitig, was man alles dazu hätte sagen können und wie.

Und dann wurde ich schon bald nach unserer Anmeldung die Vorsitzende dieses Schöneberger Frauen- und Mädchenbildungsvereins. Wir saßen bei unserer Heimarbeit. Sie war so eintönig, daß es dabei nicht viel zu denken gab. So konnten wir über andere Dinge sprechen, die uns stark bewegten. Die Türglocke ging, und es erschien eine Deputation von Frauen. Der Verein hätte doch demnächst seine Generalversammlung. Frau X wolle so gerne von ihrem Posten als Vorsitzende zurücktreten. Ob wohl die Genossin Juchacz dieses Amt übernehmen würde? Wir hätten uns doch sofort nach unserem Zuzug auch für die politische Frauenbewegung zur Verfügung gestellt. Man brauche jüngere Frauen, die in die Bewegung hineinwachsen, und die Übernahme aller Vertrauensposten wäre abhängig vonWillen und Erkenntnis. Sonst könne der Verein seine Aufgabe nicht erfüllen. Ich zögerte sehr, würde ich mich nicht doch zu weit binden? Mit Arbeit überlasten? Auch fühlte ich mich noch gar nicht so wissend, wie die Genossinnen das vielleicht annahmen; ich wollte niemand täuschen. Nun, schließlich sagte ich doch Ja, nachdem Elisabeth mir heftig zuwinkte. In der Generalversammlung wurde ich dann einstimmig gewählt. Nun war ich die Vorsitzende des Vereins ein gutes Jahr lang von 1907 bis 1908, bis das Reichsvereinsgesetz

von 1908 den Frauen andere Möglichkeiten gab, sich öffentlich zu betätigen.
Mit der Übernahme von Ämtern und besonderen Pflichten erweiterten sich auch die Erfahrungen. Das Kennenlernen neuer Menschen war wertvoll. Einmal kam ganz unverhofft Ottilie Baader in eine unserer Versammlungen. Hatte das Thema des Vortrages sie interessiert oder war es eine andere Veranlassung – jedenfalls freute ich mich des Kennenlernens, sie war mir ja auch aus der Ferne keine Unbekannte mehr. Ich freute mich auch ihres sparsamen, zurückhaltenden Lobes; ich hätte, so sagte sie, die Versammlung mit Ruhe und Sicherheit geleitet. Ich war auch deshalb froh über ihre Anerkennung, weil Frau Bäumler noch immer in heimlicher Angst dabeisaß, da sie es mir noch immer nicht zutraute, etwaige Klippen geschickt genug zu umschiffen. Doch hatte sich in der Auffassung und Praxis der Polizei auch schon einiges gelockert, und einiges von dem, worauf es ankam, hatte ich wohl schon begriffen. Jedenfalls hatte ich vor der Polizei keine Angst, es ist auch nie etwas passiert.
In einer anderen Versammlung sprach mich zum Schluß eine Frau an. Sie würde sich sehr gerne einmal mit mir unterhalten, ob ich sie nicht einmal aufsuchen möchte, sie wohne ganz in der Nähe. Wir würden sicher beide von einer Unterhaltung etwas haben. Ich bin der Einladung gefolgt. Es war eine Frau aus der bürgerlichen Frauenbewegung. Sie wollte mich nicht etwa für irgendeine Organisation gewinnen, sondern sich mit mir ganz allgemein unterhalten, zu gegenseitigem Vorteil. Ihre Ehe stand kurz vor der gerichtlichen Trennung, die in beiderseitigem Einverständnis erfolgte. Der Mann bezahlte ihr noch die Kosten einer Berufsausbildung, sie wurde Dentistin. Wir haben nachdem lange eine lose Fühlung miteinander gehalten. Das erste Zusammentreffen war sehr fruchtbar. Es lenkte mich auf die vielseitigen Bestrebungen der bürgerlichen Frauenbewegung hin, auf ihre bisherige Geschichte, auf das, was uns gemeinsam war und was uns trennte. Sie nannte mir manche charakteristische Persönlichkeit aus der bürgerlichen Frauenbewegung und bot mir auch Literatur an, die ich ebenso wie die Hinweise auf bestimmte Literatur dankbar akzeptierte. Dieses Gespräch und seine Fortsetzungen ließen uns Schwestern manches, was uns schon bei der Lektüre der »Gleichheit« stark interessiert hatte, besser verstehen.

Unsere Schöneberger Zeit 1907/1908 war überhaupt sehr bewegt. In Essen hatte der Parteitag getagt, der von 19 Genossinnen aus dem ganzen Reich beschickt war. Durch die Lektüre des »Vorwärts«, der »Gleichheit«, die Berichterstattung der Genossin, die nach Essen delegiert war, waren wir in Atem gehalten. Die delegierten Frauen hatten regen Anteil an den Verhandlungen genommen. August Bebel hatte sich wieder einmal sehr warm für die proletarische Frauenbewegung eingesetzt. Die männlichen Parteimitglieder wurden verpflichtet, sich auch an der Werbung für die »Gleichheit« zu beteiligen.
Auch zwischen der proletarischen Frauenbewegung und den Gewerkschaften gab es von Beginn an aus der sozialen Lage des Proletariats her sehr viele Berührungspunkte, wie auch zwischen Gewerkschaften und der Sozialdemokratischen Partei. Wir auf der unteren Ebene hatten die Anregungen, die von den Kongressen und von den zentralen Stellen kamen, geistig-stofflich zu verarbeiten und in die praktische Arbeit zu übertragen. So hatte sich z. B. die sozialdemokratische Frauenkonferenz in Mannheim 1906 schon mit der »Dienstbotenfrage« befaßt. Helene Grünberg, Arbeitssekretärin in Nürnberg, hatte dort eine moderne Hausangestelltenorganisation ins Leben gerufen. Sie hielt in Mannheim auf der Frauenkonferenz ein Referat über die »Dienstbotenfrage«.[1] Die dort aufgestellten Forderungen waren nach den gewerkschaftlichen Erfahrungen abgestimmt. Eine außerordentliche sozialdemokratische Frauenkonferenz November 1907 in Berlin stellte mit Genugtuung fest, daß die Gewerkschaften ganz im Sinne unserer Vorarbeiten operierten, weiter, daß die Organisierung der Dienstboten in den Orten mit lebendiger Frauenbewegung und von dieser gefördert, einen starken Auftrieb erhalten hatte. Die Organisation sollte das Mittel sein, um durch Selbsthilfe die versklavende Gesindeordnung auszuschalten und die soziale Lage dieser Frauenschicht zu heben.

Der Kampf der Arbeiterbewegung gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht hatte einen zeitweiligen Höhepunkt erreicht. Im November 1907 fand in Berlin ein Parteitag für Preußen statt. Der Wahlrechtskampf

1 Ich gebrauche mit vollem Bedacht – auch aus Gründen der Illustration – die Terminologie der damaligen Zeit. Worte und Begriffe haben sich inzwischen dem fortgeschrittenen Denken angepaßt.

mußte naturgemäß eine stärkere Anteilnahme finden. Die außerordentliche Frauenkonferenz und nicht weniger der »Preußentag« gaben der Frauenbewegung einen starken Auftrieb. Die Bewegung gewann an Ausdehnung, aber auch an innerem Gehalt. Die Frauenzentrale war lebhaft tätig, unterrichtete durch Zirkulare, gab Anregungen. Die Zusammenarbeit mit der Partei war äußerst rege. Riesige Versammlungen, Straßendemonstrationen, fanden unter stärkster Beteiligung der Frauen statt. Überall wurde das Frauenwahlrecht gefordert und von Frauen begründet. Die Funktionärinnen und Rednerinnen bekamen u. a. Material auch die Broschüre von Clara Zetkin: »Das Frauenstimmrecht«. Sie hatte auf einem Parteitag ein ganz groß angelegtes Referat über das Frauenstimmrecht gehalten. Dieser Vortrag war uns, dem Nachwuchs, lange Zeit eine wichtige Quelle für unsere Arbeit. Der Wahlkampf zog sich in das Jahr 1908 hinein. Es ging von Mund zu Mund, daß am 10. Januar eine große Demonstration vor dem Abgeordnetenhaus stattfinden würde. Wir Schöneberger Frauen beteiligten uns daran. Wir versammelten uns dicht vor dem Preußischen Abgeordnetenhaus in der Prinz-Albrecht-Straße und verlangten laut unsere Rechte – zugleich mit denen, für die die Arbeiter stritten und kämpften. Niemand von uns dachte an eine Gewalttat. Wir wollten nur zeigen, daß die Arbeiterfrauen auch da sind und wollten unsere Rechte anmelden. An dem großen der Straße zugewandten Fenster erschienen Gesichter von Abgeordneten. Wir waren bestimmt keine gerechten und objektiven Beobachter, aber die Herren zeigten hinter dem Fenster nicht etwa durch Mienen und Gebärdenspiel, daß sie »über den Dingen« standen. Plötzlich entstand eine große, freudige Bewegung dort oben. Sie hatten wohl irgendwas erwartet und konnten nun das Herankommen der berittenen Polizei, die uns zu vertreiben hatte, schon früher als wir bemerken. Hier muß ich etwas zum Lobe der Polizeipferde sagen: Mehr als eine Frau lag auf der Straße unter ihren Hufen. Die Pferde tänzelten behutsam darüber hinweg, während ihre Reiter sich einer ziemlich rauhen und ungepflegten Sprache bedienten. Daß sie uns dabei auch die beliebten häuslichen »Ratschläge« für »Strümpfe stopfen« und »Mittag kochen« gaben, versteht sich am Rande. Es war eine große Demonstration. Es war ein Arbeitstag und mitten am Tage. Und der zahlreiche Aufmarsch der Frauen und ihr Verhalten haben uns bei den Genossen ein moralisches Plus eingetragen.

Die Regierung und die Parteien des Landtages dachten gar nicht daran, den Arbeitern irgendwelche Konzessionen zu machen. Nicht einmal auf die öffentliche Stimmabgabe wollte man verzichten. Sie wirkte sich besonders unmoralisch aus, weil sie den kleinen Geschäftsmann, den Beamten, überhaupt alle abhängigen Existenzen unter terroristischen Druck setzte. Die Partei holte zur Gegenwehr aus. Frauen übten ihren Einfluß aus als Käuferinnen. Je nach der wirtschaftlichen Struktur des Wahlbezirks forderten sie als Kundin vom Geschäftsmann Stimmenthaltung oder offene Stimmabgabe für die Sozialdemokratie. Wir waren uns vollkommen klar darüber, daß diese Form des Kampfes nicht zu der üblichen Praxis gehörte. Aber in derselben Art und Weise, nur auf breiterer Basis und mit stärkeren Mitteln, wurde der Wahlkampf in Preußen und überall, wo Klassenwahlrecht und offene Stimmabgabe galten, geführt. Terror von unten basiert immer auf Notwehr.

Wir Frauen gründeten nach Bekanntgabe des Wahltermins auch allgemeine Wahlvereine. Das war begrenzt für die Wahlzeit möglich. Daß die Bereitschaft und der initiative Mut sich entwickeln konnten, dafür sorgten die Anregungen, die laufend aus dem zentralen Büro der »Vertrauensperson der Genossinnen Deutschlands«, von Ottilie Baader, kamen. Sie wurden willig aufgenommen und durchgeführt.

Auftrieb gab uns auch die Vorbereitung des Reichsvereinsgesetzes. Hier winkte uns eine größere Freiheit, weil es die Frauen nicht mehr ganz aus dem Organisationsleben ausschließen wollte. Es versprach im Entwurf der Regierung auch das Koalitionsrecht der Arbeiter, was für die arbeitenden Frauen von größter Bedeutung war. Von bürgerlicher Seite war große Neigung vorhanden, den von den Arbeitern kritisch und wachsam aufgenommenen Entwurf der Regierung stark zu verschlechtern. Der Kampf spitzte sich sehr zu. Die Partei, im Einvernehmen mit den Gewerkschaften, hatte schon früher einen eigenen Entwurf für ein freies Vereinsrecht eingebracht. Wir Frauen waren uns darüber einig, daß wir das politische Organisationsrecht wohl anstrebten, es aber nicht gegen den Nachteil eines eingeschränken Koalitionsrechts für alle arbeitenden Menschen erkaufen wollten.

Man muß sich vorstellen, wie das zentrale Frauenbüro mit geringen technischen Hilfsmitteln arbeiten mußte, um uns in dieser bewegten Zeit laufend zu unterrichten und mit Material zu versehen. Das Reichs-

vereinsgesetz wurde angenommen. Es hatte Mängel im Koalitionsrecht, enthielt u. a. böse Bestimmungen gegen fremdsprachige Arbeiter und gegen Jugendliche. Aber für uns Frauen waren die Schranken gefallen, die in Preußen, Bayern, Braunschweig und an einigen anderen Stellen von den Polizeiorganen besonders böswillig angewendet worden waren, während sich in Hamburg, Sachsen, Württemberg die Genossinnen der Partei hatten anschließen können. Froh und stolz traten wir 1908 der Sozialdemokratie bei, die seit Jahrzehnten sich vorbehaltlos für die Rechte der Frauen eingesetzt hatte. Daß die denkenden Frauen seit jeher sozialpolitisch am stärksten interessiert waren, ergab sich aus ihrer sozialen Lage, einmal als Arbeiterin und Mutter, aber auch als Frauen sozial noch ungeschützter oder mangelhaft gesicherter Männer und als beteiligte Hausfrauen. In dieser Zeit (1907) stand ein sozialpolitischer Gesetzentwurf der Regierung auf der Tagesordnung, der auch die Arbeitszeit für Frauen regeln wollte, aber nicht einmal den Zehnstundentag für alle Fabrikarbeiterinnen vorsah. Das forderte unseren Protest heraus. In zahllosen Versammlungen, mit Flugschriften und Merkblättern über Frauen- und Jugendlichenschutz, mit der gründlichen Behandlung der gesetzlichen Materie in Frauenabenden und Werkstubensitzungen haben wir unsere Pionierarbeit getan. Die Gewerkschaften hatten viel Verwendung für weibliche Redner.

Wenn ich nun noch erwähne, daß in diese Zeit auch der Internationale Sozialistenkongreß und die Internationale Frauenkonferenz 1907 in Stuttgart das Frauenstimmrecht behandelten, so nur um aufzuzeigen, wie gewaltig das alles auf uns Lernende und Werdende wirken mußte.

Ich erzählte schon, wie man mich zur Vorsitzenden des Frauen- und Mädchenbildungsvereins gemacht hatte. Nun war die Leitung des Vereins nicht immer eine reine Freude. Die Diskussionen über jeweils zu erfüllende Aufgaben mündeten manchmal in Meinungen, die ich nicht akzeptieren wollte. Wir berieten z. B. einmal im Vorstand über die Gestaltung des bevorstehenden letzten Stiftungsfestes des Vereins. Das vorgeschlagene Programm schien mir gar nicht so übel. Ich begriff, daß man seine Ansprüche nicht überspannen dürfe. Im übrigen war ich ja wirklich im Arrangieren solcher Feste ein blutiger Laie, ohne jede Erfahrung. Nur war es mir ganz selbstverständlich, daß Kinder an einem Nachtfest mit

Tanz und Alkohol nicht teilnehmen würden. Irgendeine Bemerkung brachte mich dazu auszusprechen, was ich als unbestritten voraussetzte. Ich erwartete nur die Bestätigung meiner Annahme. Aber wie war ich damit ins Fettnäpfchen getreten! Unter uns war eine kleine lebendige Frau St., typische Berlinerin, die ich ob ihres harten Lebens und ihrer Tapferkeit willen sehr schätzte. Sie bekam nur Zwillinge und Drillinge, manche starben, andere blieben am Leben. Es war ein ganzer Haufen kribbelnder Wesen, die sie mit Hingebung betreute. Diese Frau nun fuhr auf, wie von einer Natter gebissen, ich hätte es damit für immer mit ihr verdorben. Wenn das so sein sollte, würde sie eben das Fest nicht besuchen und der Verein hätte sie zum letztenmal gesehen. Ich hatte wirklich keinen Streit beabsichtigt, es war eine unangenehme Situation. Frau Bäumler rettete die Situation mit ihrer Autorität, indem sie »die junge Genossin« – das war ich – bat, von ihrem Verlangen Abstand zu nehmen, was ich ohne weiteres tat. Wenn es um dieser Frage willen zu Streitereien gekommen wäre, wenn die Meinungsverschiedenheit in die Mitgliedschaft hineingetragen worden wäre, so wäre ich, nicht nur in dieser Runde, allein geblieben. Und eins war mir sofort klar: Zu kleinen Zänkereien unter uns Frauen durfte es unter keinen Umständen kommen, ohne jede sachliche Prüfung hätte man mit spöttischem Lächeln gesagt: »Na ja, die Frauen!« So zog ich auch aus dieser kleinen Niederlage eine Lehre. Ich habe dann später in kleinen Versammlungen diese Frage der Teilnahme von Kindern an Nachtfesten oft nur berührt und habe sehr viel Zustimmung gefunden. Frau Bäumler hat mir übrigens nach der Sitzung gesagt, daß ich wohl sachlich Recht hätte, aber es wäre nicht klug gewesen, das etwa in diesem Moment durchsetzen zu wollen, es wäre nichts erreicht worden als die Gefährdung der Eintracht und des Festes. Nachher, in der betreffenden Nacht – während des Tanzes – lagen die vielen Kinder (die von Frau St. und andere) auf und unter den Bänken und schliefen im Staub-, Bier- und Kaffeedunst, nachdem sie vorher durch ihre Unruhe die Darbietungen für die Erwachsenen nicht genußvoller gemacht hatten. Mit diesem kleinen Beispiel aus der Praxis wollte ich nur aufzeigen, daß auch Schwierigkeiten zu überwinden waren, die aus dem Kleinen und Menschlichen entstehen.

Aber die Frauen- und Mädchenbildungsvereine haben allgemein ganz wertvolle Kulturarbeit geleistet. Die meisten Veranstaltungen hatten

Niveau, es war unzweifelhaft wertvolle Arbeit. Und sie wurde nicht etwa nur hier in Schöneberg geleistet. Nach der Ansicht des Parteitages und auch der Frauenkonferenz wurden die Frauenbildungsvereine überflüssig. Bis auf einen in Berlin, der besonders wertvolle Kulturarbeit geleistet hatte, wurden sie aufgelöst. Dieser blieb noch einige Zeit bestehen.

Für uns hatte sich ein Umzug nach Neukölln als notwendig erwiesen. Damals hieß Neukölln noch Rixdorf. Es war ein Arbeitervorort mit guter Organisation, getragen von einer starken Vitalität und einem wundervollen kulturellen Auftrieb. Durch das Vereinsgesetz waren der Sozialdemokratie neue Aufgaben erwachsen und neue Möglichkeiten entstanden. Die Bildungs- und Werbearbeit für die Frauen war zu einer wichtigen Notwendigkeit geworden – auch von Partei wegen. Und das war gut so.

Wir waren froh darüber, daß wir hier am Ort noch unbekannt waren, und hofften auf ein wenig Besinnlichkeit. Es würde uns möglich sein, uns auf den Besuch der Veranstaltungen zu beschränken, ohne ein Amt zu haben. Es hatte sich doch auf die Dauer nicht so einfach erwiesen, neben der Erwerbsarbeit und den Aufgaben für die Familie verpflichtende Ämter zu bekleiden. Das erforderte ein großes Maß von Energie und Arbeitskraft. Doch mußten wir bald erkennen, daß wir uns darin getäuscht hatten. Es hatte sich schnell herumgesprochen, daß die beiden Genossinnen, die sich da soeben angemeldet hatten, keine absoluten Neulinge waren. Es war zu einer internen Frauenversammlung eingeladen worden. Neben dem Referat eines Genossen sollte über die Einordnung der Frauen in die Parteibewegung beraten werden. Der Zweck dieser Versammlung war einfach der, unter den Frauen, die sich bereits zur Partei bekannten, solche herauszufinden, die für die Werbungs- und Schulungsarbeit Verwendung finden konnten. Mit dieser Aufgabe war der Referent zugleich vom Ortsvorstand der Partei betraut worden. Das wußten wir aber nicht. Alle Bemühungen des Genossen F., die anwesenden Frauen aus sich heraus zu locken, schienen zu scheitern, wir blieben alle stumm. Der Genosse sah mich – so schien es mir – besonders dringlich an, als er fragte, ob denn wirklich niemand zu dem Vortrag etwas sagen wollte. Da faßte ich Mut und sagte, es täte mir leid, keinen Anknüpfungspunkt finden zu können. Zu dem Vortrag selbst sei vielleicht sehr viel Zustimmendes zu sagen. Aber der Redner hätte ein viel zu großes Gebiet umrissen. Davon den

einen oder anderen Gesichtspunkt herauszugreifen, fehle es uns allen sicher an den Vorkenntnissen. Ich würde doch vorschlagen, daß man ein anderes Mal über ein abgegrenztes Thema spräche, von dem ausgehend man sich dann unmittelbar mit den täglichen Schwierigkeiten des Frauen- und Familienlebens befassen könne. Die Fragestellungen müßten einfach und klar sein. Mir hatte bei meinen Ausführungen das Herz geklopft. Aber die Berechtigung der Kritik wurde durchaus anerkannt. Wir erklärten uns bereit, beim Aufbau und Ausbau der Frauenabende zu helfen und waren damit in eine erfreuliche Arbeitsgemeinschaft aufgenommen.

Bis dahin hatte ich munter und ohne Scheu Versammlungen geleitet, in Sitzungen die Verhandlungen geführt, mich bei Frauenabenden an der Diskussion beteiligt und kaum Scheu empfunden, weil sich alles natürlich entwickelte. Ich wuchs hinein, ähnlich war es mit meiner Schwester. Jetzt fühlten wir uns plötzlich vor eine größere Forderung gestellt und schreckten zurück. Es kam ein Schreiben an uns beide: Wir hätten uns in dankenswerter Weise zur Mitarbeit bereit erklärt. Nunmehr würden wir gebeten, am »soundsovielten« im Lokale »Sowieso« über das Thema »Religion und Sozialismus« zu sprechen. Heiliger Schreck, was nun? Ich ging zu dem Genossen F. Er verwaltete eine Vorwärtsfiliale, man konnte jederzeit zu ihm kommen. Ich sagte ihm, daß es doch so nicht gemeint gewesen wäre. Das wisse er doch wohl auch recht gut. Ich spräche auch für Elisabeth, die gar nicht daran gedacht hätte, in Versammlungen zu sprechen. Wir hätten an einem Programm nach den Wünschen der Frauen mitgearbeitet und Vorschläge für die Ausgestaltung der Versammlungen gemacht. Wir wären bereit gewesen, solche Abende zu leiten, die Diskussionen zu führen. Erregte Debatte, gutes Zureden, es doch zu versuchen. Anweisungen, wie es zu machen wäre. Mit einem Haufen Literatur und guten Ratschlägen kam ich – als Geschlagene – zuhause an. Wir gingen mutig daran. Was blieb uns übrig? Wir lasen und diskutierten, machten jeder für sich ein ausführliches Manuskript, das uns überall hin begleitete, dann einen Auszug, der aber auch schon sehr ausführlich war. Ich glaube, ich habe es in diesem ersten »Referat« wohl auf 30 Minuten gebracht. Und das Lampenfieber! Aber es wurde diskutiert, und das war dann sehr schön. Meiner Schwester war es ähnlich ergangen, aber das Eis bei uns beiden war gebrochen. Wir hatten es nun noch mehr notwendig, an uns zu arbeiten, und uns dabei selber kritisch zu beobachten. Noch oft

Marie Juchacz als Rednerin im Jahre 1919.

erinnerte sich der gute Genosse F. sehr stolz an seine Tat: »Ja, man muß die jungen Hunde ins Wasser werfen, wenn sie schwimmen lernen sollen.« Ich möchte mich aber auch heute noch nicht dafür verbürgen, daß diese Methode immer richtig ist.

Jedenfalls avancierten wir beide zu gleicher Zeit als Rednerinnen, zuerst für die sozialistische Frauenbewegung in kleinen, sehr bald in großen Frauen- und allgemeinen Parteiversammlungen – die 20- und die fast 30-jährige. Meine Scheu, in den kleinen Versammlungen zu sprechen, hatte ich kaum überwunden, als ich – wieder durch einen Zufall – gepreßt wurde, in einer großen Frauenversammlung zu sprechen. Ich strebte eines Abends sehr eilig von meiner Arbeit nach Hause, sollte es doch noch in eine große Frauenversammlung über »Die Frauenarbeit in der heutigen Gesellschaft« gehen, in der Luise Zietz sprechen sollte. An der Haltestelle der Straßenbahn stand eine Gruppe mir bekannter Frauen, die mich schon erwarteten:
»Luise Zietz ist verhindert, Du mußt einspringen.«
»Ja, das geht doch nicht.«
»Doch, es geht. Hier ist Dein Manuskript, Elisabeth hat es uns gegeben und ein Butterbrot dazu. Du kommst gleich mit ins Lokal, das ist schon brechend voll.«

Es war Elisabeths Manuskript, aber ich kannte es. Wir hatten den Stoff in der üblichen Weise erarbeitet. Zu meinem eigenen Erstaunen brauchte ich gar nicht oft in die Notizen hineinzusehen. Es rollte sich alles vor meinen geistigen Augen ab. Es war nicht etwa etwas auswendig Gelerntes. Ich entdeckte zum ersten Mal bewußt, daß man beim Sprechen auch arbeitet. Wahrscheinlich hatte ich das schon früher getan, aber es nicht bemerkt. Jetzt war es eine Offenbarung, die mich ganz glücklich machte. Die Genossinnen drückten mir hinterher fröhlich die Hände. Mein väterlicher Protektor, der Genosse F., stand irgendwo in einer Ecke, dann war er verschwunden. Ich befragte ihn später um sein Urteil. Er habe nichts am Inhalt auszusetzen, wohl aber an meinen Gesten, die seien zu sparsam, es wirke ein wenig zu ruhig, sogar steif. Ich bin trotzdem wohl immer sparsam in meinen Gesten geblieben, jeder Mensch muß auch bei seiner Eigenart bleiben, nicht nur beim öffentlichen Sprechen, sondern auch in seinem übrigen Verhalten.

So fragte mich z. B. einmal der Genosse F., ob ich wohl einen guten Rat von ihm annehmen wolle. »Ja, natürlich.« Wenn ich abends in einen Frauenabend ginge, solle ich doch eine Schürze anziehen. Ja, die Frauen würden dann sicher viel mehr aus sich herausgehen. Ich sähe doch, daß die Hausmütter vom Kochherd und von der Heimarbeit weg in die Versammlung kämen. Sie würden mich viel mehr als ihresgleichen empfinden, wenn ich es ihnen gleichtun würde. – »Ja, bin ich denn nicht einfach und schlicht in meiner Kleidung?« – »Oh, ja, das wohl, Sie dürfen mich nicht mißverstehen.« Ich dachte einen Augenblick nach. »Hören Sie, Genosse F. Was Sie verlangen, würden die Frauen bei mir als eine Maskerade empfinden, weil es nicht echt ist. Wenn man mich sieht, wie ich aus der Straßenbahn aussteige, mit dem Hut auf dem Kopf, für mein Gefühl fertig angezogen, und wenn ich dann in der Versammlung plötzlich mit der Schürze erscheine, würde man mit Recht fühlen, daß hier etwas nicht echt ist. Bitte seien Sie nicht böse, aber lassen Sie mir meine Art, es wird schon recht sein.« Ich habe oft an dieses Gespräch zurückgedacht und mich immer wieder auf richtiges Verhalten in Anzug und Benehmen geprüft. Auch das war mir wichtig.

Bald wurden wir zu Parteiversammlungen in der Provinz Brandenburg und Berlin aufgefordert. Es sprach sich sehr schnell herum, daß da wieder ein paar Frauen waren, die reden konnten. Aber vorher hatte man mich in den Vorstand des örtlichen Parteivereins gewählt. Auch das war mit einer Überraschung für mich und einem ernsten Entschluß verbunden. Diesmal war es nicht der Genosse F., der das Experiment mit mir machte. Der zur Zeit amtierende Vorstand schickte einen jüngeren Genossen, der in unserer Straße wohnte, mit der Frage zu mir, ob ich wohl in die Generalversammlung kommen und für den Vorstand kandidieren wolle. Man hätte die Absicht, mich in Vorschlag zu bringen. Wieder antwortete ich sehr zögernd. Es wäre nicht meine Absicht gewesen, mich so bald an verantwortlichen Ämtern zu beteiligen, zumindest wolle ich erst bekannt werden. Im Moment fühle ich auch noch nicht die Berufung dazu. Es sei doch auch nicht anzunehmen, daß die Versammlung eine Unbekannte wähle. – »Ja, wir kennen Sie aber. Wir wissen, daß Sie in Schöneberg den Frauenverein geleitet haben, und glauben auch, daß Sie es hier schaffen werden.« Ich hatte wirklich starke Gewissensbedenken. Elisabeth gab wieder den Ausschlag mit ihrem Zureden. Bei der Arbeitsverteilung im

neugewählten Vorstand hieß es, daß uns beiden Frauen die Pflege der Frauenbewegung obläge. Außer mir war noch Gertrud Scholz darin, die Frau des Vorsitzenden – eine treue Kameradin, mit der mich im Laufe der Zeit eine Freundschaft verband. Der Genosse F. sei uns als Beistand zugesellt. Mit ihm könnten wir alle Pläne und Anregungen besprechen. Der Vorstand würde sich dann nur mit den ausgereiften Sachen befassen und eventuell beschließen. Wir hätten weitgehend freie Hand, man erwarte von Zeit zu Zeit Bericht. Es war gutes Arbeiten mit dem Genossen F., er hatte Verständnis für unsere Wünsche und stand uns stets mit Rat und Tat zur Seite. Er hatte auch immer Zeit für uns, man konnte schnell mal auf dem Wege bei ihm in der Vorwärtsfiliale vorsprechen. Zu den regelmäßigen Besprechungen in seinem Laden stand uns ein kleiner ausgesuchter Frauenkreis zur Verfügung. – Einmal habe ich ihn gefragt, warum man damals eigentlich zu mir gekommen sei, um mich in den Vorstand zu wählen. Den Frauen sei ich noch ganz unbekannt gewesen, ebenso den Männern, und ich wisse nun inzwischen auch, daß am Ort eine ziemliche Anzahl von gescheiten und befähigten Frauen vorhanden sei. Antwort: »Weil Sie unbekannt waren.« – »Wie?« – »Ja, wir hatten bemerkt, daß die befähigten Frauen sich ›zu gut kannten‹«, »zuviel voneinander wußten« und dieses intime Wissen umeinander noch nicht von der sachlichen Arbeit abzutrennen wußten. Nur eine Frau, die nicht von den Privatangelegenheiten der anderen gewußt hätte, wäre in Betracht gekommen. »Nun, es ist doch ausgezeichnet gegangen? Sie waren nicht nur ein unbeschriebenes Blatt, Sie haben sich auch nur auf die sachliche Arbeit konzentriert. Das ist immer gut.«

Die Antwort bestätigte mir, daß ich schon in Schöneberg richtig gehandelt hatte. Rixdorf hatte vor dem Vereinsgesetz eine alte lebendige Frauenbewegung gehabt. Aber man hatte sich um belangloser Dinge willen auseinander geredet, es war ein Rattenkönig daraus entstanden. Meine Wahl war das Durchhauen des gordischen Knotens. Die Männer wollten sich nicht mit dem Aufwickeln dieses Knäuels befassen. Die Schöneberger Lehre: Lieber einmal etwas zurückstellen, als es auf einen Streit ankommen zu lassen, hatte sich auch hier bewährt.

Unsere Frauenabende blühten. In jedem der 24 Bezirke kam monatlich einmal ein kleinerer oder größerer Frauenkreis zusammen. Unser kleiner Frauenarbeitskreis legte die Themen fest, hatte eine gute Rednerliste, der

Genosse F. besorgte uns die Schreibereien einschließlich Einladungen. Das Austragen besorgten in jedem Bezirk einige Genossinnen, wir regten an, daß sie schüchterne und zögernde Frauen einige Male abholten, was ebenfalls gut war. Im »Vorwärts« hatten wir unseren regelmäßigen Versammlungskalender.

Wir beiden Schwestern hatten vor Beginn unserer Rednertätigkeit in den Frauenabenden kritische Gedanken. Uns schwebten die guten Erfahrungen der Arbeitsgemeinschaft in Schöneberg als Beispiel vor. Wir mußten einsehen, daß bei dem Umfang der Veranstaltungen und bei der mangelnden Vorbildung der größten Zahl der Teilnehmerinnen sowie bei dem dauernden Wechsel der Redner diese Methode nicht durchgeführt werden konnte. Aber wir sprachen das einmal in unserem Arbeitskreis durch, und in der Folge richteten wir monatlich eine Arbeitsgemeinschaft für fortgeschrittene und interessierte Frauen ein. Wir haben dazu keinen Lehrer angefordert, sondern arbeiteten ganz für uns. Ich weiß noch, daß wir die Bearbeitung des Erfurter Programms von Karl Kautsky, er war der anerkannte und beste Interpret der Schriften von Karl Marx, ganz systematisch durchgenommen haben. Als männlichen Besuch hatten wir nur hin und wieder unseren Genossen F., der still in einer Ecke saß und zwischendurch ebenso still und unbemerkt wieder verschwand. Die übrigen Genossen des Vorstandes hatten immer ein leises Lächeln für unser Tun, was uns manchmal ärgerte.

Aber Rixdorf hatte eine quicklebendige, geistig und kulturell aufstrebende Arbeiterschaft. Ich erinnere mich gerne an andere Kurse, zu denen Lehrer der Parteischule kamen, u. a. Heinrich Schulz, Max Grunwald, Konrad Haenisch u.a. Volkswirtschaftler, Ärzte und Juristen sprachen in gutbesuchten Versammlungen oft über soziale Probleme. Der Bildungsausschuß gab sich Mühe um erstklassige Konzerte und gutes Theater. Auf der Rückseite jedes Programms waren Regeln zu lesen, in denen der Konzert- oder Theaterbesucher um richtiges Verhalten gebeten wurde und freundliche Anweisungen erhielt. Ich weiß, daß ich einmal bei einem großen Konzert in der Hasenheide und mit einem der berühmtesten Dirigenten der damaligen Zeit nicht nur über die musikalische Leistung, sondern auch über das mustergültige Verhalten der Teilnehmer besonders ergriffen war und das in einem persönlichen Gespräch zum Ausdruck brachte. »O,« so sagte man mir, »Sie hätten vor 10 Jahren an den ersten Versuchen teilnehmen sollen. Dann könnten Sie erst ganz beurteilen, was in dieser Zeit für eine Entwicklung vor sich gegangen ist.« An dieser Erziehung zum Kulturgenuß hatte die Berliner »Freie Volksbühne« keinen geringen Anteil, auch dort wurden die Mitglieder zum richtigen Verhalten bei den Vorstellungen erzogen. Mancher sich sehr gebildet vorkommende Theater- und Konzertbesucher hätte sich daran ein Beispiel nehmen können.

Auch kommunalpolitisch wurden wir in Atem gehalten, es war immer etwas los. Das Dreiklassenwahlrecht für die preußischen Gemeinden verlangte, daß ein Teil der Stadtverordneten Hausbesitzer zu sein hätte. Das war eine der besonderen Tücken der Gemeindeordnung. Die dritte Klasse, das heißt ein Drittel des Gemeindeparlaments, war in dem Industrieort Rixdorf, der inzwischen in Neukölln umgetauft worden war, von der Sozialdemokratie spielend zu besetzen. Das zweite Drittel konnte mit Anstrengung erobert werden, die Steuerzahler sozialdemokratischer Gesinnung waren vorhanden. Wo aber sollten wir die Hausbesitzerkandidaten hernehmen? Wir haben es geschafft. Wir hatten eines schönen Tages die Mehrheit. Der Genosse Hugo Heymann in Berlin, ein vermögender Mann, half der Partei z. B. auch dadurch, daß er Grundstücke kaufte und Häuser baute. Sie wurden den Kandidaten der Partei übereignet. Ich glaube nicht, daß Neukölln daran partizipierte. Hugo Heymann war Besitzer des Guttentag-Verlages, Stifter einer großen öffentlichen Volksbibliothek, die er auch unterhielt, bis er sie später der Stadt Berlin übereignete. Als Marxist und Jude nach 1933 von den Nazis verfolgt, ging er in die USA. Er war Ehrenbürger der Stadt Berlin, diese Ehrenbürgerschaft wurde ihm von den Nazis genommen, vom heutigen Westberlin wiedergegeben. Aber die gewählten Bürgermeister mußten damals von der Königlich-Preußischen Regierung bestätigt werden, was jedoch bei einem Sozialdemokrat durchaus nicht die Regel war. Ein Kuriosum: Es gab einen »roten« Ort in der Provinz Brandenburg. Dort war die Hausbesitzerfrage von selbst gelöst, weil fast alle Bewohner ein eigenes Grundstück mit einigen Morgen Land hatten. Die Männer waren Bauarbeiter, sie arbeiteten in Frankfurt/Oder und in Berlin, kamen nur einmal wöchentlich nach Hause. Deshalb fanden die Gemeindesitzungen am Sonntag statt. Diese überwiegend sozialdemokratische Mehrheit präsen-

tierte dreimal ihren sozialdemokratischen Bürgermeister, und er wurde ihnen jedesmal abgelehnt.

Ich habe mehrfach dort gesprochen, ich wollte gerne die Frauen dazu bringen, ebenfalls die Versammlungen zu besuchen. Sie taten es nicht, und die aufgeklärten Männer fanden das scheinbar durchaus in Ordnung. Aber die Frauen hatten im Haus sehr viel zu sagen. Sie bestellten ihre Äcker mit dem »Hundegespann«, brachten Eier und Butter per Rad zu Markt und kauften dort die Margarine ein, von der sie den Männern auch den Wochenvorrat zum Mitnehmen einpackten.

So wohlhabend war die Arbeiterschaft in Neukölln nicht. Fast jede Frau, die ich kannte, saß in ihrer immer blitzsauberen Küche bei der Heimarbeit. Aber das Geld, das sie verdienten, wurde notwendig gebraucht für die Bekleidung der Familie, für Winterkohlen, für die Zeit der Arbeitslosigkeit usw. Die Berliner Frauen waren als fleißig, sauber und in jeder Weise tüchtig bekannt, und ich kann es bestätigen, daß es so war.

In unserer Neuköllner Zeit starb mein Vater. Die Mutter stand allein. Sie kam für die letzten Jahre ihres Lebens zu uns. Unsere zwei Kinder hatten sich in der Zwischenzeit um eins vermehrt. Elisabeth war Mutter geworden. Die Gegenwart unserer Mutter erwies sich als äußerst angenehm für uns, wir hatten dadurch viel mehr Bewegungsfreiheit. Es waren unserer Mutter beste Stunden – knapp zugemessene –, wenn sie mit einer von uns über die Vergangenheit plaudern konnte. Wie groß der Vater doch in aller persönlichen wirtschaftlichen Not gewesen sei. Sie war sich bewußt, daß sie ihm in seinem Geistesflug nicht habe folgen können. Sie sei aber doch nachträglich froh darüber, daß er sie in seiner ihm eigenen Art über das Kleinstadtleben hinweg gehoben habe. So wurde es mir nachträglich noch bewußt, daß eins der besten Dinge, die mir vererbt und anerzogen wurden, die Diskretion gegenüber dem persönlichsten Leben anderer war.

Es sind in meinem langen Leben viele Menschen mit ihrer Not zu mir gekommen, Männer und Frauen. Es lag vielleicht an meiner Arbeit, vielleicht auch an meiner menschlichen Art, daß ich in so viele menschlich-seelische Not hineinschauen mußte. Wenn der einzelne mit seiner Not, mit seinen Konflikten und Problemen zu einem von uns kommt, weil er sich nicht ohne menschlichen Beistand zu helfen weiß, haben wir uns

selber die Frage nach dem sozialen und menschlichen Warum vorzulegen. Nicht das »Moralisieren« ist dann unsere Aufgabe, nicht das Beurteilenwollen oder gar das Verurteilen ist unsere Sache. Wir haben nur Rat zu geben und Hilfen – wenn wir das können (es ist nicht immer möglich). Das Selbstverständlichste aber ist die Pflicht des Schweigens, da wo es notwendig ist und ganz besonders, wo indiskretes Sprechen dem anderen schaden kann. Ich würde mich hier mit dieser Erfahrung meines Lebens nicht so lange aufhalten, wenn ich sie nicht – bis in die jüngste Zeit hinein – immer wieder bestätigt gefunden hätte.

Aus meiner Neuköllner Vorstandstätigkeit wurde ich eines Tages in den Vorstand der Parteiorganisation für den Wahlkreis »Teltow-Beskow-Storkow-Charlottenburg« gewählt. Das bedeutete mein Ausscheiden aus dem Neuköllner Vorstand, nicht aber aus der Frauentätigkeit, die sich inzwischen sehr erweitert hatte. Dieser Wahlkreis war an Seelen- und Wählerzahl der größte im ganzen Reich, und es wurde von der Arbeiterschaft als große Ungerechtigkeit empfunden, daß so viele Wähler (bei den Einmann-Wahlkreisen von damals) nicht mehr Einfluß auf die Zusammensetzung des deutschen Reichstages ausüben konnten als die an Wählerzahl viel kleineren Wahlkreise in Ostpreußen, Pommern usw. Schon durch Neukölln war ich zu allen Großberliner Vorstandssitzungen delegiert worden. Jetzt wurde ich mit dieser Tätigkeit womöglich noch vertrauter mit den gesamten Großberliner Partei- und kommunalen Problemen.

Luise Zietz, damals weibliches Mitglied des Vorstandes der Sozialdemokratie Deutschlands und mit den Frauenfragen betraut, war längst auf mich aufmerksam geworden. Sie schickte uns abwechselnd auf Versammlungstouren ins Reich, so daß je eine von uns sehr oft 14 Tage bis drei Wochen unterwegs war. So mußten wir in unserer Berufsarbeit sehr beweglich sein, mehr, als ich jemals für möglich gehalten hätte. Mit schlechtbezahlter Heimarbeit hatten wir begonnen, sie war auch sehr eintönig. Bald suchten wir uns eine andere, etwas besser bezahlte und auch ein wenig interessantere. Näharbeit aller Art und Gattung war Saisonarbeit. Nach pressierter Arbeit von wenigen Wochen gab es eine Flaute, und dann wurde oft ganz ausgesetzt. Wer Heimarbeit als Nebenarbeit machen konnte, wenn z. B. die Männer regelmäßig verdienten (wenn auch nicht genug, um die Familie ganz davon zu erhalten), konnte jahrelang für

einen Arbeitgeber tätig sein. Wir konnten das nicht, weil wir immer arbeiten mußten. So gingen wir viele Sparten der Heimarbeit durch. Wenn die eine Saison zu Ende ging (das wußte man ja), suchten wir uns schon etwas anderes. So nähten wir mal ganz leichte Kleider, mal leichte Kostüme und Mäntel, bald schwerere wollene Sachen, manchmal Kleider, manchmal Mäntel.

Natürlich fanden wir es besser, nicht in der Heimindustrie zu arbeiten, sondern aus dem Hause zu gehen. Wir haben in der Maßarbeit und auch in der besseren Konfektion gearbeitet, Elisabeth auch eine Zeitlang in der ganz feinen Wäscheanfertigung in einem guten Spezialgeschäft und auch einmal in der Änderei in einem guten Konfektionshaus. All diese wechselnden Arbeiten waren aber ebenfalls von der Saison abhängig, und das »Aussetzen« konnten wir uns nicht erlauben. Wir freuten uns, als anläßlich einer Lohnbewegung des »Verbandes der Schneider und Schneiderinnen« in Konfektion und Maßschneiderei ein Lohntarif eingeführt wurde, der die Arbeiter und Arbeiterinnen vor der ärgsten Ausbeutung schützte. Ich arbeitete damals gerade bei einer Firma, die in der anständigsten Form die Bedingungen des Lohntarifs erfüllte, ohne sich dabei auf irgendwelche Winkelzüge (die vielfach versucht und auch mit Erfolg durchgeführt wurden) einzulassen. Als z. B. der Tag kam, von dem an wir den freien Samstagnachmittag zu verlangen hatten, bedurfte es nur einer kleinen Erinnerung, um uns sofort freizugeben, während andere Arbeitgeber sich erst mal darum drücken wollten. Mit den Gesellen war man in diesen Fragen durchweg einig. Schlimm war es mit manchen Kolleginnen, die die Nase rümpften, gar nicht daran dachten, sich in den Verband aufnehmen zu lassen und sich den organisierten Kolleginnen gegenüber auf einen ganz hohen Turm stellten, von dem sie verächtlich auf uns gewöhnliches Volk herabsahen. Wir waren die Roten. Aber sie freuten sich wie die Schneekönige über ihren höheren Wochenlohn, über die kürzere Arbeitszeit und den freien Samstagnachmittag. Sie schienen sich gar keine Rechenschaft darüber geben zu wollen, daß die anderen es gewesen waren, die sich dafür stark gemacht und manches riskiert hatten. Soviel günstiger und angenehmer die Arbeit in der Werkstatt und die geregelte Arbeitszeit auch waren, wir mußten es dann doch wieder mit Heimarbeit versuchen, wollten wir nicht die sich ausdehnende und so lieb gewordene Parteiarbeit einschränken. Die Beschäftigung mit öffent-

lichen Fragen hatte einen starken Reiz und auch die Möglichkeit, in das Land hinauszukommen, mit den Frauen und den Parteigenossen Kontakt zu haben. Man war gerne gesehen, die Versammlungen waren oft interessant, man lernte wertvolle Menschen, die Lebens- und Erwerbsverhältnisse in den anderen Gegenden Deutschlands, andere Sitten, andere Landschaften kennen. Wir waren jedesmal erfüllt von den verschiedensten Erlebnissen, hatten zu Hause und in den Frauenzusammenkünften zu berichten und auf Fragen Antwort zu geben. Bei der Heimarbeit waren wir ja nun auch nicht mehr so unerfahren. Wir fanden eine Firma, für die wir auch »musterten«, selber die Kleider zuschnitten und fertigstellten. Da konnte dann eine von uns beiden ruhig mal 14 Tage oder drei Wochen wegfahren. Es bereicherte unser Leben, vermehrte unsere Erfahrungen, die wir wieder für die Bewegung nutzbar machen konnten.

Manches vertraute Gespräch haben wir darüber geführt, immer wieder unser Gewissen geprüft und uns die Frage beantwortet, ob wir auch recht handelten. Übernahmen wir nicht zuviel? Wir bauten ja nicht nur an der örtlichen Arbeit mit. Unser Weg führte uns weit hinaus. Interessant und abwechslungsreich waren die Jahre in Neukölln. Es war die Zeit der großen Straßendemonstrationen, die mit dem Kampf um das Preußenparlament eingeleitet worden waren. Wir forderten mit der Sozialdemokratischen Partei eine Änderung des Preußischen Dreiklassenwahlrechts (in Sachsen, Thüringen, Bayern, Mecklenburg, Braunschweig tat die Partei das Gleiche). Wir demonstrierten gegen die ungerechten Gemeindeordnungen, gegen das äußerst reaktionäre Verhalten des Berliner Polizeigewaltigen Herrn von Jagow, gegen Zolltarif und Teuerung. Und schließlich war es die Reichstagswahl 1912, die unser aktives Mitgehen erforderte. Die Demonstration am 10. Januar 1908 habe ich erwähnt. In Neukölln mußten wir mehrfach vor der gegen uns aufgebotenen und wirklich nicht zart vorgehenden Polizei fliehen. Einmal war wieder eine große Demonstration im Treptower Park geplant, die Herr von Jagow verbieten wollte. Die Absichten der Sozialdemokratie waren stets friedlicher Art, die Demonstrationen sollten ein sichtbarer Willensausdruck sein. Es bestand kein vernünftiger Grund, sie zu verbieten. Aber es geschah. Wer den »Vorwärts« zu lesen verstand, konnte am Sonntagfrüh ahnen, daß von der Berliner Parteileitung etwas geplant war. Pünktlich fanden wir uns alle an unseren Treffpunkten ein. Auch ich bekam zu meiner Freude

den Auftrag, einen Trupp zum großen Stern im Tiergarten zu führen. Sehr schnell merkten die Genossen, daß das Ziel in ganz entgegengesetzter Richtung lag. Freudig zogen wir dahin und freuten uns im voraus des Streichs, den wir Herrn von Jagow spielten. Derweil aus allen Himmelsrichtungen die friedlichen Demonstranten in den Tiergarten strömten, wo die Redner bereitstanden, schickte der Polizeipräsident seine Polizei – zu Fuß und zu Pferde – zum Treptower Park, wo sie die ihm so verhaßten Sozialdemokraten zu Paaren treiben sollte.

Auch das Jahr 1912 war äußerst bewegt. Es brachte uns besonders viel Arbeit. Die Frauen waren als Redner sehr begehrt, so waren wir viel unterwegs. Nach der Auszählung des ersten Wahlgangs waren viele Stichwahlen notwendig. Die Partei hatte ein Abkommen mit der Fortschrittlichen Volkspartei getroffen, den Wahlkampf gegeneinander gedämpft zu führen, bei den Stichwahlen sich gegenseitig, je nach den Aussichten, zu unterstützen, um den Konservativen und den Nationalliberalen soviel Sitze wie möglich abzugewinnen. Der Erfolg dieser Taktik bestand darin, daß die Sozialdemokratie mit 110 Mandaten in den neuen Reichstag ging. Es gab damals Auseinandersetzungen innerhalb der Partei über »den gedämpften Trommelschlag«. Aber niemand hätte sich damals vorstellen können, daß die Fraktion dieses Reichstages vor die große Verantwortung der Bewilligung der Kriegskredite gestellt werden würde, und daß dieser Reichstag von 1912 durch den Krieg (ganz gegen die Bestimmungen) eine Lebensdauer bis November 1918 haben würde. Hier möchte ich eine kleine Episode einschalten. Durch das Abkommen mit der Fortschrittlichen Volkspartei ermutigt, vereinbarte man in der Provinz Brandenburg mit Männern dieser Partei, uns Gelegenheit zu geben, auf dem Lande zu den Bauern sprechen zu können. Es war kein Gedanke daran, daß die Sozialdemokratie Lokale für Versammlungen bekommen konnte, während man der Fortschrittlichen Volkspartei schon die Säle überließ. Wir zogen ihnen nach und baten überall ums Wort, erhielten es auch. Überall aber merkten wir auch deutlich die vollkommene Ablehnung der ländlichen Bevölkerung. Aber die Folge unseres gemeinsamen Vorgehens war: ein ungeheurer Zuwachs der konservativen Stimmen in der Provinz Brandenburg. Die Bauern waren durch unser gemeinsames Vorgehen politisch mobilisiert worden und fanden es richtig, wählen zu gehen, natürlich gegen uns und gegen die Fortschrittliche

Volkspartei. Aber trotzdem, damit war bestimmt eine Bresche gelegt und die Arbeiterschaft auf dem Lande durch diese Gelegenheit endlich einmal angesprochen worden.

*

Weder Elisabeth noch ich hatten jemals daran gedacht, unsere Parteiarbeit als Beruf auszuüben. Wohl als Berufung in unserer Freizeit, aber doch so, wie wir es ohne Schädigung für den Lebensunterhalt und für unsere Kinder tun und verantworten konnten. Eines Tages bekam ich eine Einladung in den Parteibezirk »Obere Rheinprovinz«, um dort in einer Anzahl von Versammlungen zu sprechen. In Köln angekommen, erhielt ich einen sauber ausgeführten Plan für die nächsten Wochen. Ich wußte, wo ich an einem bestimmten Tag zu sprechen hatte, erfuhr das Versammlungslokal, den Namen und die genaue Adresse des Vorsitzenden oder Vertrauensmannes der Partei am Ort, das Hotel, in dem ich absteigen konnte und sogar das Lokal, in dem ich gut und preiswert zu Mittag essen konnte, war mir aufgeschrieben. So fürsorglich war man eigentlich nirgends mit mir umgegangen. Es gab noch mündliche Auskunft über landschaftliche Schönheiten, kulturelle Eigenarten und spezielle Auskünfte über die Verschiedenheiten der Bewegung je nach der wirtschaftlichen und sozialen Struktur der Orte, in die ich gehen würde. Sehr nützlich waren mir auch ein Besuch in der Redaktion der »Rheinischen Zeitung« und ein aufschlußreiches Gespräch mit ihrem leitenden Redakteuer Jean Meerfeld. Damals sah ich ihn zum ersten Mal. Später hat uns, d. h. die Schwestern, eine wertvolle Freundschaft mit ihm und seiner Frau Else verbunden, die trotz späterer räumlicher Trennung niemals aufgehört hat.

So gut ausgerüstet war ich noch niemals abgefahren. Ich benutzte die Tage, um mir die Gegend anzusehen, sprach mit den Vertrauensleuten über Eigenarten der Gegend, Erwerbsverhältnisse, soziale Einwohnerschaft, über Aktivität der Frauen, das Verhältnis der Partei zur Kirche, zu den Behörden und dergleichen mehr. Es verlief alles sehr schön. Unendlich bereichert fuhr ich nach Berlin zurück. Zum ersten Mal war ich mit einer unter dem Einfluß der katholischen Kirche erzogenen Bevölkerung in Verbindung gekommen. Ich merkte (wohl intuitiv), daß man über

viele Dinge des menschlichen Lebens sehr zurückhaltend, vorsichtiger sprechen müsse, um keine Taktfehler zu machen, nicht zu verletzen. Wieso mir das so gut geglückt war, weiß ich nicht. Auch später habe ich auf diesem Gebiet niemals Schwierigkeiten gehabt. Ich glaube, man muß viel natürliche Achtung vor dem Innenleben der Menschen haben, dann formen sich Gedanken und Worte entsprechend. Daß ich unbewußt eine Prüfung bestanden hatte, sollte ich bald zu meiner Überraschung erfahren.

Nach einigen Wochen erhielt ich ein paar Zeilen, in denen ich von dem Redakteur Jean Meerfeld und dem Reichstagsabgeordneten Adolf Hofrichter gebeten wurde, mich zu einer bestimmten Stunde in einem bestimmten Café Berlins zu einer Unterredung einzufinden. Dort fragten sie mich, ob ich als Parteisekretärin an den Rhein kommen wolle. Wir verständigten uns über die Aufgaben dieses Amtes. Es war ein langes und inhaltsreiches Gespräch, dem eine eingehende Beratung zu Hause und eine Zusage an den Genossen Adolf Hofrichter folgten. Im März 1913 ging ich nach Köln als Parteisekretärin für den »Bezirk Obere Rheinprovinz«. Das Gebiet erstreckte sich den ganzen Rhein hinauf bis Bingen, umfaßte noch das Moselgebiet und die Eifel sowie den Hunsrück und das Saargebiet. Ein großes Arbeitsgebiet, landschaftlich wunderschön, in der wirtschaftlichen und sozialen, besonders aber auch in der kulturellen Struktur äußerst interessant.

Meine spezielle Aufgabe war die Förderung und Pflege der Frauenbewegung. Das schloß aber mit ein, daß ich auf meinen Versammlungsfahrten vor Männer und Frauen jeweils die politischen Themen des Tages behandelte. So hatte ich z. B., wenn ich nach Aachen fuhr, um dort vielleicht am Freitag einen Frauenabend wahrzunehmen oder vor Textilarbeiterinnen zu sprechen, am Samstagnachmittag und abends je eine und am Sonntag womöglich drei Versammlungen mit den Bergarbeitern des Wurmreviers abzuhalten. Die Schichtwechsel der Bergarbeiter und ein gutes Kleinbahnnetz machten diese zeitliche Ausnützung möglich, und die Bergarbeiter kamen gerne in diese Versammlungen. Wenn ich dann noch am Sonntag nachts nach Hause fuhr, fühlte ich allerdings, was ich getan hatte. Es war eine schöne und gute Arbeit mit den Genossen am Rhein. Sie waren aufgeschlossen, nicht nur für die Fragen des Tages. Wo immer die gemeinsame Arbeit ein kleines Häuflein zusammenführte, gab

es lebhafte und angeregte Aussprachen, von denen man stets etwas mit nach Hause nahm.

Elisabeth folgte mir sehr bald mit unseren Kindern nach Köln, wo wir wieder unseren gemeinsamen Haushalt einrichteten und wieder gemeinsam arbeiteten und wo die Kinder nun zur Schule gingen. Sehr schnell fühlten wir uns in Köln und am Rhein zuhause. Die Genossen des Sekretariats, der Redaktion, der diversen Vorstände, auch der Gewerkschaften kamen uns entgegen, sie nahmen uns ernst. Es herrschte ein guter und konzilianter Ton, die erste Vorbedingung für sachliche Zusammenarbeit.

Wie steinig aber hier noch das Feld für politische Aufklärung in manchen Gegenden war, mag ein Beispiel erhellen. In der Eifel war es fast nicht möglich, eine Versammlung abzuhalten. In die abgelegenen Orte kamen wir gar nicht hinein. Um nach dem erwähnten Berliner Muster mit Flugschriften arbeiten zu können, hatten wir in Orten wie Koblenz, Andernach und Mayen gar nicht die Menschen.

Mein Kollege und Genosse Zörgiebel besorgte sich Adreßbücher. Danach wurden Broschüren und Flugschriften mit der Post versandt. Jeder Sendung lag ein Zettel bei mit der Einladung, uns zu schreiben. Und wirklich wurden auf diese Weise neue Stützpunkte gewonnen. Was mich dabei besonders interessierte, war die Tatsache, daß in vielen Ortschaften der Eifel nur drei, höchstens mal vier verschiedene Familiennamen existierten. Davon gab es einen nur einmal, es war in der Regel ein jüdischer Name. Die Schlußfolgerung war doch die, daß selten einmal eine Vermischung mit dem Nachbardorf vorkam, in der Regel verheirateten die Familien eines Ortes ihre Kinder untereinander. Der bald einsetzende Krieg hinderte mich, dieses Phänomen näher zu studieren.

Auch die spezielle Arbeit mit den Frauen ließ sich gut an. Aber es war durchaus nicht leicht. Wie anders war doch die Mentalität der Frauen des Rheinlandes gegenüber der in Berlin oder in der Provinz Brandenburg, in Thüringen oder Sachsen. Wir sprachen hier über dieselben Dinge, über den Sozialismus, die Frauenerwerbsarbeit, die Umwandlung der Hauswirtschaft und des Familienlebens infolge der Technisierung der gesamten Wirtschaft, über die vielseitigen kommunalen Fragen, die das Frauen- und Familienleben so stark beeinflußten, über Probleme der Kindererziehung sowie auch über Religion und Sozialismus, wobei wir

sehr viel gegenseitig voneinander lernten, noch viel mehr, als das bei den anderen Themen der Fall war. Sehr viel beschäftigte uns die Materie des Kinderschutzgesetzes, das noch so unvollkommen war und das doch noch immer übertreten oder nicht beachtet wurde. Wir richteten in der Stadt Köln Kinderferienwanderungen ein, wobei wir die Entdeckung machten, daß zwölfjährige Kinder, Buben und Mädchen der Altstadt, noch niemals im Stadtwald gewesen waren. Die engen Straßen der Altstadt waren ihnen auch während der Schulferien die einzigen Spielplätze.

Köln hatte einen recht guten Stamm von politisch interessierten Frauen. Mit ihnen konnte man schon manches machen. Die stärkste Beachtung fanden die sozialen Fragen, hier ging es um das eigene Erleben und Entbehren. Es brauchte jedoch nicht viel, um den Blick auf das Allgemeine zu lenken. Bald war eine gute Atmosphäre des Vertrauens da. Die Genossinnen bereicherten in den Diskussionen unsere Erfahrungen ganz bedeutend, indem sie an Beispielen zeigten, wie die Klöster und andere kirchliche Einrichtungen mit ihrer sozialen Arbeit einen starken Einfluß auf Familienleben und Kindererziehung nahmen. Wie manche Familie nicht leben könnte, oder auch glaubte nicht existieren zu können, wenn sie nicht den regelmäßigen Besuch der Schwestern und Nonnen mit ihren materiellen Hilfsmitteln erhielte.

Sehr oft hatte ich im Sekretariat den Besuch von Genossinnen, die persönlichen Rat haben wollten. Unter vielen Besuchen erinnere ich mich an einen besonders. Es kamen zwei Genossinnen. Jede hatte ein etwa siebenjähriges Kind in der Schule, die ihrer Ansicht nach beide zu zart waren, um die Frühmesse zu besuchen. Sie meinten, daß dieser Besuch der Frühmesse (also vor dem Schulunterricht) doch gesundheitlich genauso schädlich sei, als wenn die Kinder Brötchen oder Zeitungen austrügen. Sie könnten es nicht verantworten, die Kinder soviel früher als notwendig zu wecken und hätten sie nicht in die Messe gehen lassen. Der Kaplan aber hätte die Kinder in der Schule wegen dieses Versäumnisses bestraft. Jetzt kamen sie nun empört zu mir. Was sollte ich tun? »Eine geharnischte Notiz für die Rheinische Zeitung schreiben?« »Ja, dann müßt Ihr doch zu allererst zu dem Kaplan gehen und den Fall mit ihm besprechen. Er wird es einsehen, wenn Ihr ihm Eure Gründe sagt.« »Wie?« Sie sahen mich ungläubig und mitleidig an. »Nein, nein, das kann man nicht und das muß endlich einmal in die Zeitung.« Wir verabredeten einen neuen Besuch,

und ich besprach inzwischen die Sache mit einem der Freunde von der Redaktion. ». . . Ausgeschlossen, Genossin, die Mütter müssen selber mit dem Kaplan sprechen, sie müssen ihm mutig sagen, daß sie es den Kindern aus gesundheitlichen Gründen nicht erlauben, in die Frühmesse zu gehen, und daß er die Kinder für die Verantwortlichkeit der Mutter nicht bestrafen darf. Wenn wir die Angelegenheit wegen der Bestrafung der Kinder aufgreifen und es kommt zu einer Klage gegen die Zeitung, stehen die Mütter, die sich nicht getrauen, mit dem Kaplan in dieser Form zu sprechen, auch als Zeugen nicht gerade.« Als ich dann später den Müttern diesen Rat gab, waren sie beide damit durchaus nicht einverstanden. Böse aber waren sie mir auf die Dauer deswegen nicht, und sie kamen nach wie vor regelmäßig zu unseren Zusammenkünften. Dort bemühte ich mich, anhand dieser und ähnlicher erlebter Beispiele, um eine fruchtbare Diskussion über die Probleme, die die Mütter bedrängten, um sie zum folgerichtigen Denken und Handeln zu führen und dabei auch ihr Wissen zu erweitern, wobei ich natürlich jede Religionsfeindlichkeit vermied. Ich habe immer sehr viel Achtung und Respekt vor den Überzeugungen anderer Menschen empfunden.

Hier in Köln wurde auch zum ersten Male der Gedanke an eine eigene Wohlfahrtsorganisation der organisierten Arbeiterschaft geboren. Unsere Arbeit drängte uns förmlich diese Gedanken auf. Sie wurden im engsten Freundeskreis hin und her gewälzt, verschiedene Möglichkeiten erwogen, ohne sie realisieren zu können. Die Idee hat mich nie wieder ganz verlassen.

Ich hatte nach 16 Monaten meiner Tätigkeit das Bewußtsein, auf dem rechten Wege und im Begriff zu sein, etwas von Dauer aufzubauen. Manches war mit Erfolg versucht worden, manche Idee entstand bei der Arbeit und half weiter. Die Kölner Erfahrungen konnten zum Teil auf den Bezirk Obere Rheinprovinz übertragen werden. Ich kannte nun schon die wirtschaftliche und soziale Struktur des Bezirks und die Mentalität seiner Menschen.

In unserem gemeinsamen Leben waren wir inzwischen zu einer menschlichen, geistigen und politischen Gemeinschaft zu dritt geworden. Elisabeth hatte eine Freundschaft mit Emil Kirschmann geschlossen, die später zu ihrer zweiten Ehe führte. Es war, wenn möglich, noch eine Verstärkung unserer geschwisterlich-freundschaftlichen Kameradschaft und

auf jeden Fall eine große Bereicherung unserer Arbeit und unserer geistigen und ideellen Existenz.

*

Da kamen die Julitage 1914, die uns alle aus unseren Illusionen von einer – wenn auch kämpferischen – doch stetigen Aufwärtsentwicklung rissen und unsere uns so liebgewordene Arbeit grausam unterbrachen. Es hatte längst unter der Decke der internationalen Beziehungen der Regierungen geschwelt. Sonst hätte der Mord in Sarajewo diesen Weltbrand nicht entzünden können. Diese Juli- und ersten Augusttage können wohl kaum in allen Nuancierungen mit den durcheinanderwirbelnden Gedanken und Empfindungen beschrieben werden. Der Boden bebte plötzlich unter uns. Es war eine Wohltat, sich trotzdem zum Handeln und Überlegen zwingen zu müssen. Meine männlichen Kollegen Adolf Hofrichter und Carl Zörgiebel fuhren in den Bezirk hinaus, um dort – immer in der Hoffnung, daß es nicht zum Schlimmsten kommen würde, aber doch in den Dispositionen mit diesem Schlimmsten rechnend – mit den Genossen der Orte und größeren Distrikte alle Eventualitäten zu besprechen. Ich blieb in diesen Tagen vor der Mobilmachung verabredungsgemäß von früh bis spät in unseren Büroräumen, um dort die Entwicklung der Dinge und etwaige Nachrichten abzuwarten, um wie abgesprochen zu handeln. Wir wußten: Es sollten geheime Verfügungen bestehen, im Falle eines Kriegsausbruches die Sozialdemokratischen Blätter zu verbieten und die Sekretariate zu schließen. Es sollten, so hieß es, Listen von führenden Sozialdemokraten, die im Ernstfalle zu verhaften waren, bereitliegen. Davor hatte niemand von uns Angst. Es war nur gut, es zu wissen. Sozialdemokraten waren es gewohnt, für ihre Überzeugung ins Gefängnis zu gehen. In unserem Bewußtsein waren wir noch ganz mit der Heroenzeit der Sozialdemokratie verbunden. Wilhelms II. törichter Ausspruch von den »vaterlandslosen Gesellen« und andere Drohungen waren in unserem Gedächtnis lebendig.

Ich sehe noch die gewaltige Kundgebung gegen den Krieg im Volkshause zu Köln. Wie eigentümlich: Nicht nur an diesem Abend glaubten wir – mindestens in Momenten –, daß der Krieg nicht kommen könnte. Wenn

doch ein ganzes Volk sich dagegen wehrt? Es war, als wenn alle Energie einer friedliebenden Bevölkerung sich gegen die Unmöglichkeit eines blutigen Krieges stellen wollte. Hier im Rheinland, wo eine gewisse Verwandtschaft zum französischen Volk spürbar war, wo bestimmt keine Abneigung, ganz bestimmt kein Haßgefühl existierte, sollte man sich plötzlich mit einem Krieg vertraut machen? Das war unfaßbar. So viele junge Gesichter waren in der Versammlung zu sehen, viele, die ich persönlich kannte. Sie waren eins mit uns im Denken und Fühlen – so meinten wir – war es so? Wir gingen den gleichen Weg nach Hause mit Dr. August Erdmann: »... Genossinnen, es gibt keinen Krieg. Der internationale Kapitalismus ist so ineinander verwachsen, daß man sich heute einen Krieg gar nicht leisten könnte. Das Bank- und Geldwesen, die industriellen Beziehungen sind so verfilzt, daß man sich das Auseinanderreißen gar nicht vorstellen könnte. Nein, nein, es gibt keinen Krieg.« So höre ich ihn noch heute.

Zwei Tage später wurde die Mobilmachung verkündet, am Krieg war kein Zweifel mehr. Vor den Litfaßsäulen und den Mauern standen die Männer und lasen die Anschläge. Wir Frauen wurden rücksichtslos beiseite geschoben. War es nur Männersache? Die Hamsterei der Frauen begann. In Waschkörben wurden die Lebensmittel nach Hause getragen. Bald gab es weder Salz noch Zucker, noch Hülsenfrüchte, noch Mehl oder Konserven zu kaufen. Wo hatte das Militär plötzlich die neuen Uniformen her? Wir kannten es bisher nur im blauen Tuch, mit roten Biesen. Jetzt marschierten die »feldgrau« gekleideten Männer in strammem Schritt auf und zogen quer durch die Stadt. War der Krieg doch so sorgfältig vorbereitet worden? O ja, jeder Mann, auch der »Nichtgediente«, hatte seinen Militärpaß, er wußte, an welchem Tag der Mobilmachung und wo er sich zu stellen hatte. Und die jüngeren Jahrgänge, die noch nie »zur Stellung« gewesen waren, wurden aufgerufen, sich auf dem betreffenden Bezirkskommando einzustellen, wo sich außerdem ein großer Andrang von Freiwilligen einfand. Von dem »furor teutonicus« auf den Straßen kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Es wurde mir später im Ausland auf Befragen erzählt, daß dagegen die Mobilmachung durch Hitler 1939 auf eine Kirchhofsruhe gestoßen sei.

O, die endlosen Kolonnen der eingezogenen Zivilisten! Nie werde ich die Menschen, nie die Tausende von gleichmäßigen, braunen Pappkartons

vergessen, die sie in den Händen trugen. Darin sollten die Zivilkleider umgeschickt werden. Die meisten trugen Stecken mit Blumensträußen geschultert. Die Frauen und Bräute zogen nebenher, auch Mütter. »Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen . . .«, so sangen sie. Warum wohl? Elisabeth und ich, wir begriffen den Umschwung der Stimmung nicht. Das waren doch in unserer Umgebung zum Teil dieselben Leute, die noch in unserer Versammlung waren, wie konnten sie jetzt so singen? Ein junger Mann aus unserem Hause (ich schätzte ihn, man konnte gut mit ihm sprechen) war auch in der Versammlung gewesen und war dort sehr erregt. Ich sagte zu ihm:

»Nun wird es doch ernst! Von den Unsrigen wissen wir doch, daß sie draußen, mindestens zu den Frauen, so menschlich sein werden, wie das nur irgend möglich ist . . .«

»Sie können sicher sein, mit Glacéhandschuhen fassen wir niemand an . . .«

Und wie verhielten sich die Frauen? Zu einer Hausbewohnerin sagte ich:

»O, Frau F., ist das nicht schrecklich? Was sagen Sie?«

»Nein, wieso? Die sind doch alle so lustig! Mein Mann braucht nicht weg . . .«

». . . und die jungen Menschen, sie sind Söhne von Müttern, sie gehen in den Tod.«

Sie sah mich groß an. Der Mann kam hinzu, er war sehr ernst.

»Hören Sie nicht auf meine Frau, sie hat überhaupt noch nicht begriffen, was wirklich los ist.«

Eine andere Frau, sehr jung und eben verheiratet, sagte:

»Mein Mann wird gleich Offizier, ich gehe zu meiner Mutter, sie hat den ganzen Keller voll Konserven.«

Zwei Ausschnitte. Es waren politisch indifferente Frauen. Unsere Genossinnen hatten toternste Gesichter, sie fühlten die Verantwortung für die anderen; an manche von ihnen traten sofort auch die Not und Sorge um die eigenen Männer und Söhne, aber auch die Sorge um das nackte Leben heran. Viele Betriebe wurden geschlossen.

Adolf Hofrichter war nach Berlin in den Reichstag gefahren. Wird der Reichstag die Kriegskredite bewilligen? Es war das stärkste Recht des Parlamentes, der Regierung Steuern und Kredite bewilligen oder versagen zu können. Wilhelm II. kannte keine Parteien mehr, er kannte nur noch Deutsche. Wollte er damit das böse Wort von den vaterlandslosen Gesellen vergessen machen? Waren die Sozialdemokraten nun gut genug, um dem Auslande ein einheitliches Gesicht zu zeigen? Nein, nicht so würde man denken, sondern sachlich, politisch abwägen. Da kam schon die Nachricht durch: Die Sozialdemokraten haben für die Kriegskredite gestimmt. Adolf Hofrichter kam zurück. Er erzählte von der Stimmung in der Fraktion. Er selber war in der Fraktion gegen die Bewilligung gewesen. Die sehr kleine Minderheit hatte sich der Mehrheit gebeugt. Es sei keine prinzipielle, sondern eine taktische Entscheidung gewesen. Im Falle eines Angriffs lasse man das Land nicht im Stich, sagte die Mehrheit. Man glaubte bedingungslos daran, daß Deutschland sich in der Abwehr befinde. Ich fühlte die Schwere der Entscheidung wie eine Zentnerlast. Wir sprachen lange und ernst darüber und dann auch zu Hause und mit Freunden, bald auch in kleinen Versammlungen. Dort war man ebenfalls sehr erregt.

Die »Rheinische Zeitung« war uns in dieser Zeit eine große Stütze. Die Redaktion war mit Jean Meerfeld, Wilhelm Stollmann und Georg Beyer ausgezeichnet besetzt. Daß sie vor der Militärzensur nicht kroch, davon zeugten die vielen weißen Stellen in der täglichen Ausgabe. Man ließ sich nicht umbiegen. Übrigens hatte es sich in den ersten Kriegstagen bestätigt, daß tatsächlich eine Verfügung zur Unterdrückung der Sozialdemokratie bestand. Einer der Beamten des Regierungspräsidiums nahm das Papier irrtümlich (also ohne Befehl) aus der Schublade, das Verbot der Zeitung wurde erlassen. Die Verhaftungen sollten schon stattfinden und wurden schnell wieder zurückgezogen, als man entdeckte, daß noch kein Befehl gegeben war.

Die Nachricht von der Ermordung Jaurès traf uns so grausam hart wie der Befehl zur Mobilmachung. Ein Freund des Friedens und der Völkerverständigung, ein großer Mensch und Sozialist, war feige gemordet worden. War das nicht ein böses Omen? Ich hatte Jaurès einmal in Berlin erlebt, bei einer Versammlung in der Hasenheide. Er war ein hinreißender Redner, und es war ein unvergeßlicher Tag. Die vielen Menschen im Garten und hin- und herwogend auf der Straße. Herr von Jagow, der damalige Berliner Polizeipräsident, ritt selber inmitten seiner Polizei am Straßenrand entlang, die Demonstration auf den Bürgersteig drängend. »Die Straße gehört dem Verkehr!«, das war in dieser Zeit seine Losung. Immer wieder

habe ich bei solchen Gelegenheiten das Gefühl des geschlossenen Denkens großer Menschenmassen als etwas Gewaltiges, Schönes empfunden.

Der Tag verlangte sein Recht. Für die politische Schulungs- und Werbearbeit, wie sie bisher geleistet wurde, war in diesen Tagen keine Möglichkeit gegeben. Der »Kölner Stadtverband der Frauenvereine« rief alle Frauen auf, sich für gemeinsame Arbeit bereit zu stellen. Bisher war es gar nicht üblich gewesen, daß die bürgerliche und die proletarische Frauenbewegung zusammen arbeiteten. Aber war hier nicht eine Situation gegeben, die in sich selber zwingend war? Mein Kollege Zörgiebel war Soldat, ebenso einige der Vorstandsmitglieder, der Vorstand war an sich nur klein. Ebenso lag es im Kölner Parteivorstand. Ich mußte mich bei der Entscheidung ja auch in erster Linie auf die Kölner Genossinnen stützen, weil es sich um die Arbeit in ihrer Stadt handelte. Soweit ich ihrer habhaft werden konnte, waren sie für Mittun. Die Genossen der Redaktion redeten mir ebenfalls zu. Ich meldete uns telefonisch an. Wir wurden mit Freude begrüßt. Ich kannte keine der Damen. Sie vertraten katholische, evangelische, liberale und soziale Vereinigungen mannigfacher Art. Die Gattin des Oberbürgermeisters Wallraf war dabei.

Nun bildeten wir zusammen eine »Nationale Frauengemeinschaft«. Zu Anfang wurde ich übrigens mit sehr sichtbarer, etwas peinlicher Neugier begrüßt und »sehr wohlwollend« willkommen geheißen, es waren recht exklusive Damen der Kölner Gesellschaft dabei. Doch bei einzelnen spürte ich bald sehr deutlich die größere Vorurteilslosigkeit heraus. Diese waren mir angenehmer. Wir hatten die Billigung der Stadtverwaltung. Wir wurden auch zu städtischen Ausschüssen, denen außer den Beigeordneten Bürgermeister, Stadtverordnete und angesehene Bürger angehörten, hinzugezogen. Ich wurde in den Ernährungsausschuß gebeten, den der Oberbürgermeister persönlich leitete. Köln war als Festungsstadt besonderen Bestimmungen unterworfen, besonders auch auf dem Gebiet der Ernährung. Es mußten immer bestimmte Mengen von Nahrungsmitteln sachgemäß eingelagert sein, die natürlich bewegt werden mußten, das heißt: Für das Ausgegebene mußte immer schon Neues zum Einlagern bereitliegen. Mit mir war die Vorsteherin des städtischen technischen Lehrerinnenseminars in diesem Ausschuß. Die Arbeit war interessant und sachlich, manchmal auch brenzlich, als die Knappheit der notwendigen Lebensmittel sich herausstellte. Und das kam im Krieg 1914/18 sehr bald. Dieser Krieg war ernährungsmäßig bestimmt nicht sorgfältig vorbereitet. Die Schlangen vor den Läden wurden beängstigend lang. Viele Familien waren abwechselnd längere Zeit hindurch fast ohne notwendige Lebensmittel. Die Notwendigkeit der Rationalisierung wurde hart umkämpft. Die Einsicht mußte sich schließlich der Notwendigkeit beugen. Das Kölner »Brotbuch« mit seinem Markensystem und der dahinter stehenden Organisation wurde übrigens später als vorbildlich anerkannt. Die Kleinhändler waren in ihrem Verhalten nicht so vorbildlich, wie es die Situation verlangte. Wir von der Arbeiterbewegung erlebten eine Genugtuung, als der Oberbürgermeister bekannte, daß die beiden Konsumgenossenschaften (es gab damals zwei, eine christliche und eine, die zur freigewerkschaftlichen Arbeiterschaft tendierte) gewissenhafter im Verteilen seien, so daß es keine Scherereien und kein unangenehmes Defizit gab. Folge war, daß auch die Damen der Gesellschaft, voran die der »Nationalen Frauengemeinschaft« plötzlich Mitglieder der Konsumgenossenschaften wurden. Ihre Köchinnen waren gar nicht damit einverstanden, sie sollen bei den Einzelhändlern recht hohen Rabatt bezogen haben. Die Arbeit der Nationalen Frauengemeinschaft empfand ich zuerst nicht als besonders produktiv. Es war auch so vieles dabei, was meinem demokratischen Gefühl widersprach, z. B. hieß es in einem Aufruf (er betraf Kindergärten und die Sorge für die Kleinkinder), daß diese Arbeit »unter dem Protektorat der Frau Oberbürgermeister« stünde. Das ging mir stark gegen den Strich, und ich protestierte dagegen. Das waren aber Dinge, die sich mit der Zeit einrenkten, auch hier bewahrheitete es sich, daß man in der Arbeit gegenseitig voneinander lernt.

Was ich sehr peinlich empfand war die Art, wie manche meiner bürgerlichen Kolleginnen in der ersten Zeit unserer Zusammenarbeit von »den Kriegerfrauen« sprachen. Als wenn das eine ganz besondere Schicht unkundiger und untenstehender Frauen wäre, denen man – vom hohen Kothurn herunter – helfen müsse. Es hatte keinen Zweck, dauernd entrüstet zu sein und den Damen seine Meinung zu sagen. Aber ich nahm jede Gelegenheit wahr, um die Dinge sprachlich und gesinnungsmäßig zu korrigieren. Es hat mit der Zeit sichtbar geholfen.

Es gab auch Enttäuschungen anderer Art, ich gebe am besten wieder ein Beispiel. In der sozialdemokratischen Frauengruppe entstand die Idee,

der Lederknappheit und Schuhlosigkeit der Frauen und Kinder durch Selbstfabrikation für den eigenen Bedarf zu begegnen. Wir hatten irgendwoher ein schönes Schuhmusterpaar aus Stoff und Ersatzmaterial bekommen. Wir wollten von der Stadt einen Raum, etwas Handwerkszeug und evtl. einen Lehrmeister. Die interessierten Frauen wollten dort unter Aufsicht und Anlernung aus verfügbaren Abfall- und Ersatzstoffen die ersten Schuhe für ihre Familien herstellen und dann ihre Kenntnisse an andere Frauen weitergeben. Man machte dadurch den Schuhmachermeistern keine Konkurrenz; die Frauen, die nur Schuhe gegen Bezugsschein kaufen konnten, kamen für die Maßarbeit der Innungsmeister nicht in Frage. Das Besohlen wollten sie den kleinen Meistern nicht fortnehmen, sie waren froh, wenn sie von ihnen noch bedient werden konnten, denn das Leder war knapp. Auch der Fabrikation entstand keine Konkurrenz, sie hatte kein Leder, und die Bezugsscheine wurden sehr sparsam auf Antrag gegeben oder versagt. Und das neue Schuhwerk war bald sehr schlecht, es hielt nicht lange vor. Der beigeordnete Bürgermeister, in dessen Ressort die Sache fiel, machte uns unseren Plan kaputt, indem er die Schuhmacherinnung zur Beratung heranzog, die das Ganze für unmöglich erklärte. Hätten wir doch auf jede Hilfe verzichtet und angefangen!

Ein anderer Versuch gelang besser. Man wollte Frauen, die bisher noch keine Heimarbeit gemacht hatten, Gelegenheit zum Nebenverdienst, neben ihrer Unterstützung, geben. Zu Anfang – in den wirren Tagen – hatte man schon alte Kleider gesammelt. Aber aus diesem Haufen unmöglichen Zeugs, das wir so gut es ging verarbeiteten, entstand die Idee, für die Soldaten Hemden und Unterhosen herzustellen. Eine Verbindung zum Versorgungsamt in Koblenz brachte tatsächlich einen Auftrag herein. Das Resultat der ersten Arbeit war bestimmt nicht tadellos. Doch der Bedarf war groß, man war auch nachsichtig. Diese Heimarbeitzentrale entwickelte sich erstaunlich. Bald waren Tische da, eine Zuschneidemaschine folgte. Neben den ehrenamtlichen Kräften, die bis zuletzt in der Verwaltung blieben, wurden Fachkräfte eingestellt. Wir konnten den von uns angestellten Frauen einen bedeutend höheren Stücklohn als die Fabrikanten zahlen. Es wurde nicht versäumt, die Offiziere des Versorgungsamtes darauf aufmerksam zu machen. Die Folge war: Die Fabrikanten bekamen die Auflage, die gleichen Löhne wie wir zu zahlen. Sie taten es,

es blieb ihnen gar nichts anderes übrig. Wir beide, Elisabeth und ich, hatten uns das Mandat zu dieser Arbeit vom Verband der Schneider, Schneiderinnen und Wäschenäherinnen geben lassen. Als der Krieg zu Ende ging und die Heimarbeitzentrale sich auflöste, blieben, obwohl ganz knapp kalkuliert worden war (ich glaube, jedes Wäschestück mit einem halben Pfennig Gewinn), noch einige tausend Mark Gewinn übrig (doch da war ich nicht mehr in Köln). Aber auch sonst hatten wir an dieser Arbeit Freude. Eine Zeitlang war ein kleiner Laden damit verbunden, dort wurden hübsche Frauen-, vor allem aber Kindersachen aus Resten mit buntem Material verziert, verkauft. Voran gingen Lehrstunden für geschickte Frauen, wo ihnen gezeigt wurde, wie man mit geringen Mitteln und mit ganz kleinem Zeitverbrauch hübsche, einfache Sachen herstellen konnte. Eine Dame der Kölner Gesellschaft mit starker kunstgewerblicher Begabung, praktischem Sinn und pädagogischem Geschick war die Trägerin dieser Idee und zum Teil die Ausführende. So gab es auch hübsche Abwechslung im strengen Dienst.

Ich habe mir damals zur Aufgabe gemacht, eine lange Zeit täglich 2 bis 3 Familien zu besuchen und mir einen genauen Überblick über ihre Lage, ihre Hilfsmöglichkeiten und die Fähigkeit, sie zu benutzen, zu verschaffen. In vielen Fällen konnte ich mit gutem Gewissen helfen, und aus dem Ganzen habe ich sehr viel gelernt. Das war gewiß keine weltbewegende Arbeit in dieser »großen« Zeit. Doch auch aus Kleinem setzt sich das Große zusammen.

Und so ähnlich war die Arbeit der Frauen im ganzen Reich. Und waren wir nicht dadurch erfüllt wie von einer Mission? Man muß sich immer wieder sagen, daß die Frauen bis dahin als Bürgerinnen gar nicht gewertet worden waren. Es gab in Köln ein paar weibliche katholische Waisenpflegerinnen, sonst nichts. Das Wahlrecht hatten die Frauen nicht, so konnten sie nicht Stadtverordnete werden. Zu Armenpflegern nahm man den Herrn Schlachtermeister, den Bäckermeister, mal einen Lehrer, aber nur ja keinen Sozialdemokraten oder wenn, dann nur zufällig und ausnahmsweise. Die Sozialdemokraten waren immer in der Minderheit. Jetzt schickte die Kölner Stadtverwaltung ein paar mal Frauen der »nationalen Frauengemeinschaft« auf Informationsreisen. Überall wuchsen »Stadtküchen« wie Pilze aus der Erde. Die sollten wir uns ansehen und darüber

berichten. Das allgemeine Ernährungsproblem machte der Regierung in Berlin zu schaffen. Man erkannte, daß davon auch die endliche Kriegsentscheidung abhing, und daß hierbei auch ein gut Teil von den Hausfrauen abhing. In Berlin wurden deshalb den Frauen aus dem Reich Informationen gegeben. Die Kölner Stadtverwaltung legte anscheinend Wert darauf, daß ich mich an diesen Informationsreisen beteiligte. Die Genossen redeten mir zu, ich reiste mit nach Berlin und besuchte einige andere Städte, z. B. München und Stuttgart, wo ich sehr viel sah und hörte, was ich in Köln wieder anwenden konnte.

Während des Krieges erwuchs aus der Knappheit der Männer, die Kriegsdienst taten, für die Regierung die Notwendigkeit, sich werbend an die Frauen zu wenden, damit sie in den Munitionsfabriken arbeiteten. Für Männer wurde die »Kriegsdienstpflicht« angeordnet, während man sich bei den Frauen an die »Freiwilligkeit« wandte, was natürlich bei einem großen Teil der Frauen durch den Zwang, einen zusätzlichen Verdienst zu haben, unterstützt wurde. Die vermehrte Anteilnahme der Frauen am Erwerbsleben schuf soziale Probleme, an denen die Regierung nicht vorbeigehen konnte. Die große Prüfung des Ersten Weltkrieges wurde für die Frauen der Anfang für neue Verantwortung.

Marie Juchacz im Jahre 1920 (Bildausschnitt)